Bundesinstitut
für Bevölkerungsforschung

BiB Working Paper 1/2015

Kinderlosigkeit und Kinderreichtum:
Zwei Phänomene und ihre unterschiedlichen theoretischen Erklärungen

Martin Bujard und Detlev Lück

Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung - Postfach 5528 - 65180 Wiesbaden - www.bib-demografie.de

Die Reihe „BiB Working Paper“ enthält Arbeiten aus dem Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB) und Beiträge, die in Kooperation mit anderen Forschungseinrichtungen sowie externen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern entstanden sind. Ziel ist es, Ergebnisse und Erkenntnisse möglichst zeitnah der wissenschaftlichen Fachöffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Beiträge umfassen Zwischen- oder Endberichte von Forschungsprojekten, Studien und Gutachten des BiB, aber auch wissenschaftliche Artikel vor Annahme durch entsprechende Fachzeitschriften. Die Reihe unterliegt einem begrenzten institutsinternen Begutachtungsverfahren und die Veröffentlichungen geben die Ansichten der Autoren und nicht notwendigerweise die Position des BiB wider. Die Working Paper erscheinen in unregelmäßigen Abständen und werden ausschließlich elektronisch und in englischer oder deutscher Sprache publiziert.

Zitiervorschlag:
Bujard, Martin; Lück, Detlev (2015): Kinderlosigkeit und Kinderreichtum: Zwei Phänomene und ihre unterschiedlichen theoretischen Erklärungen. BiB Working Paper 1/2015. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.

Dieses Working-Paper ist Teil einer Serie von vier Working-Papern, die gemeinsam die Grundlagen des Forschungsprojektes „Kinderlosigkeit und Kinderreichtum (K&K)“ formulieren:
Kinderlosigkeit und Kinderreichtum: Zwei Phänomene und ihre unterschiedlichen theoretischen Erklärungen
(BiB Working Paper 1/2015)
Gewollt oder ungewollt? Der Forschungsstand zu Kinderlosigkeit
(BiB Working Paper 2/2015)
Nur wenn alle Voraussetzungen passen. Der Forschungsstand zu Kinderreichtum
(BiB Working Paper 3/2015)
Sozialwissenschaftliche Daten zur Erforschung von Kinderlosigkeit und Kinderreichtum
(BiB Working Paper 4/2015)

Herausgeber:
Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB)
Friedrich-Ebert-Allee 4
D-65185 Wiesbaden
Telefon: +49 611 75 2235
Fax: +49 611 75 3960
E-Mail: post@bib.bund.de

Schriftleitung: Andreas Ette
Satz: Sybille Steinmetz

ISSN: 2196-9574
URN: urn:nbn:de:bib-wp-2015-011

Alle Working Paper sind online abrufbar unter:
http://www.bib-demografie.de/workingpaper

© Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung 2015. Alle Rechte vorbehalten.

Kinderlosigkeit und Kinderreichtum: Zwei Phänomene und ihre unterschiedlichen theoretischen Erklärungen

Abstract

Zur Erklärung des generativen Verhaltens und zur Geburtenrate existiert eine Vielzahl von Theorien aus unterschiedlicher Provenienz. Die Geburtenraten in Niedrigfertilitätsländern wie Deutschland, Südeuropa, Mittel- und Osteuropa sowie Ostasien beruhen auf zwei demografischen Phänomenen: dem Rückgang von kinderreichen Familien und dem Anstieg von Kinderlosigkeit. Zur Erklärung beider Phänomene ist die Theorieentwicklung noch lückenhaft. In diesem Paper entwickeln wir theoretische Grundlagen zum Verständnis von Kinderlosigkeit und dem (ausbleibenden) Übergang zum dritten Kind. Auf Basis einer Literaturstudie zu bestehenden Fertilitätstheorien werden Argumente destilliert und ein Analyserahmen entworfen, der Makro-, Mikro- und Mesoebene mit der Lebensverlaufsperspektive und der Paarebene kombiniert.

Zentrale Ursachen für ungewollte Kinderlosigkeit sind ein perpetuierender Aufschub der Erstgeburt, hohe Opportunitätskosten von Kindern, erschwerte Abstimmung der Paarbiografien und wissensbasierte Arbeitsmärkte. Kinderlosigkeit ist dann höher, wenn diese postmoderne Entwicklung auf eine unzureichende Anpassung trifft, bspw. auf gesellschaftlicher Ebene eine geringe Akzeptanz arbeitender Mütter, auf familienpolitischer Ebene fehlende ganztägige Kita- und Schulinfrastruktur und auf dem Arbeitsmarkt eine Sanktionierung bei temporären beruflichen Reduzierungen. Für den Anteil kinderreicher Familien sind kulturelle Faktoren ausschlaggebend: V. a. das Leitbild der Zweikindfamilie und eine geringe gesellschaftliche Anerkennung für Mehrkindfamilien führen zum Rückgang Kinderreicher. Zudem sind viele Nutzendimensionen von Kindern bereits mit den ersten beiden Kindern erfüllt. Aufgrund dieser unterschiedlichen Ursachen von Kinderlosigkeit und Kinderreichtum ist eine nach beiden Phänomenen differenzierte Analyse sinnvoll.

Schlagworte

Fertilität, generatives Verhalten, Geburten, Kinderlosigkeit, Kinderreichtum, Lebensverlauf, Handlungstheorie, Mehrebenenmodell, Familienpolitik, Familie

Autoren

Dr. Martin Bujard, Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Friedrich-Ebert-Allee 4, D-65185 Wiesbaden, Tel.: +49 611 75 3309, Email: martin.bujard@bib.bund.de

Dr. Detlev Lück, Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Friedrich-Ebert-Allee 4, D-65185 Wiesbaden, Tel.: +49 611 75 2688, Email: detlev.lueck@bib.bund.de

Danksagung

Wir bedanken uns bei der BiB-Forschungsgruppe „Kinderlosigkeit und Kinderreichtum“ für viele hilfreiche Anregungen. Großer Dank gebührt Robert Naderi und Jasmin Passet-Wittig für wertvolle Hinweise, Sybille Steinmetz und Britta Müller für das Korrektorat und Christian Fiedler für die grafische Unterstützung.

Childlessness and Large Families: Two Phenomena and their Different Theoretical Explainations

Abstract

For explaining generative behaviour and fertility rates there is a multitude of theories, coming from different provenances. In low fertility countries like Germany, Southern Europe, Central and Eastern Europe as well as East Asia the birth rates are driven by two demographic phenomena: the decline of large families and the increase of childlessness. For explaining each of these two phenomena the development of theories is still incomplete. In this paper we develop theoretical foundations for understanding childlessness and the transition to having a third child. Based on a study of literature regarding existing theories of fertility, we distil arguments and conceptualise an analytical framework that combines macro, meso and micro level with a life course and a couple perspective.

Core reasons for unwanted childlessness are a recurrent delay of the first birth, high opportunity costs of children for women, complicated coordination of couple biographies as well as knowledge-based labour markets. Childlessness is more frequent if this post-modern development finds an insufficient adaptation – a low acceptance of employed mothers on the societal level, lacking infrastructure for childcare and all-day school in family politics and a discrimination of temporary reduction of work on the labour market. Regarding the spread of large families cultural influences are essential: Especially the normative model of a two-child-family and the low social recognition of large families lead to the decline of people with three or more children. Moreover, many aspects of the value of children are fulfilled already with two children. Since the causes of childlessness and of large families are mostly different, also an analysis is recommendable that differentiates regarding these two phenomena.

Keywords

Fertility, Fertility behaviour, Total fertility rate, Childlessness, Large families, Life course, Action theory, Multi-level modell, Family policy, Family

Inhalt

1	Einleitung	6
2	Fertilitätstheorien	7
2.1	Kulturelle Handlungstheorien	7
2.2	Kultureller Wandel und Second Demographic Transition	10
2.3	Frauenemanzipationstheorien	11
2.4	Individualisierung	12
2.5	Lebenslaufansatz und biografische Theorie	13
2.6	Biologische Fruchtbarkeit, Verhütung und ART	14
2.7	Mikroökonomische Theorie	15
2.8	Value of Children	16
2.9	Psychologische Entscheidungsmodelle	17
2.10	Familienpolitik und Institutionen	19
3	Analyserahmen zum generativen Verhalten im Lebensverlauf	20
3.1	Der Analyserahmen	20
3.2	Makroebene	22
3.3	Mesoebene	23
3.4	Mikroebene	24
3.5	Lebensverlaufsperspektive	25
3.6	Paarebene	26
4	Theoretische Grundlage von Kinderlosigkeit	27
4.1	Makroebene	28
4.2	Mesoebene	30
4.3	Mikroebene	30
4.4	Lebenslaufebene	31
4.5	Paarebene	32
5	Theoretische Grundlage zum Übergang zum Kinderreichtum	32
5.1	Makroebene	32
5.2	Mesoebene	36
5.3	Mikroebene	36
5.4	Lebenslaufebene	38
5.5	Paarebene	39
6	Fazit	39
Literaturverzeichnis		41

1 Einleitung

Welche Theorien halten Erklärungen für die Entstehung dauerhafter Kinderlosigkeit bereit? Welche erklären den Übergang zum dritten Kind bzw. zum Kinderreichtum? Dieses Papier sichtet vorhandene Fertilitätstheorien, sortiert und bündelt sie im Hinblick auf ihre Relevanz für Kinderlosigkeit einerseits und für Kinderreichtum andererseits, um so eine theoretische Grundlage für das empirische Forschungsprojekt „Kinderlosigkeit und Kinderreichtum“ zu legen.

Häufig wird die Fertilität anhand von Gesamtfertilitätsraten gemessen, insbesondere durch die periodische zusammengefasste Geburtenrate (TFR), die ggf. um Tempoeffekte korrigiert wird (Bongaarts/Feeney 1998), oder durch die kohortenspezische Fertilitätsrate (CFR). Veränderungen wie die beiden säkularen Geburtenrückgänge oder der Babyboom, aber auch die gegenwärtigen internationalen Fertilitätsunterschiede werden meistens anhand dieser Raten dargestellt. Auch viele Fertilitätstheorien differenzieren nicht konsequent, inwieweit sie neben der Gesamtfertilität auch explizit die Höhe der Kinderlosigkeit oder die Verbreitung bestimmter Paritäten erklären wollen. Dabei nennt bereits die Theorie des zweiten demografischen Übergangs paritätsspezifische Elemente des Geburtenrückgangs (van de Kaa 1987).

Um jedoch den zweiten Geburtenrückgang, die seit mehreren Jahrzehnten niedrige TFR Deutschlands und die niedrige TFR in Süd-, Mittel- und Osteuropa sowie Ostasien zu verstehen, ist eine Differenzierung sinnvoll: zum einen nach steigender Kinderlosigkeit und zum anderen nach dem Rückgang des Kinderreichtums im Sinne von Geburten dritter oder späterer Kinder. Denn beide Phänomene bewirken mit unterschiedlicher Gewichtung den Geburtenrückgang. Zudem – und das ist die Kernthese des Forschungsprojekts „Kinderlosigkeit und Kinderreichtum“ – unterscheiden sich die Gründe für eine hohe Kinderlosigkeit grundsätzlich von denen für den Rückgang des Kinderreichtums: Wenn man beispielsweise die hohe Kinderlosigkeit bei Akademikerinnen betrachtet, die für die Kohorten 1963-1972 bei 30,0 % liegt (Statistisches Bundesamt 2013) und in einigen akademischen Berufen und sozioökonomischen Gruppen noch höher ist, bedarf es anderer Erklärungen als für die Eltern mit zwei Kindern, die trotz ökonomisch guter Rahmenbedingungen kein drittes Kind mehr haben wollen.

In der theoretischen Fundierung ist eine konsequente Differenzierung nach diesen paritätsspezifischen Endpunkten wichtig, wobei es durchaus auch Ansätze gibt, die für beide Phänomene Erklärungskraft besitzen – bspw. wenn sie über den Aufschub der Geburten sowohl Kinderlosigkeit als auch das Nicht-Eintreten von Kinderreichtum wahrscheinlicher machen. Die Differenzierung ist nicht nur von theoretischer Relevanz, sondern auch relevant für Forschungsdesigns und für die Gestaltung von Familienpolitik, sofern diese auch das Ziel höherer Geburtenraten verfolgt.

Die Begriffe „Kinderlosigkeit“ und „Kinderreichtum“ sind nicht einheitlich definiert. Wenn von **Kinderlosigkeit** die Rede ist, meinen wir dauerhafte Kinderlosigkeit in dem Sinne, dass eine Frau zeitlebens kein Kind bekommt bzw. ein Mann zeitlebens kein Kind zeugt. Das schließt nicht aus, dass sie oder er früher oder später im sozialen Sinne, beispielsweise durch Stiefelternschaft, Elternteil eines Kindes wird. Allerdings schließt es biologische Eltern aus, die, beispielsweise aufgrund einer Trennung, zeitlebens keinen Kontakt zum eigenen Kind pflegen. Nicht gemeint ist ferner temporäre Kinderlosigkeit, also die vorübergehende biografische Phase vor der Familiengründung. Hier wird die endgültige Kinderlosigkeit verwendet, die bei Frauen im Alter ab etwa 45 Jahren feststellbar ist, wenn sie bis dahin keine Kinder bekommen haben.

Analog definieren wir **Kinderreichtum** aus einer demografischen Perspektive: als biologische Elternschaft von mindestens drei Kindern. Kinderreichtum wird nicht einer familiensoziologischen Perspektive folgend als Haushalt oder als Lebensform verstanden,

in der drei oder mehr Kinder leben. Für diese Lebensform wird der Begriff der Mehrkindfamilie verwendet (u. a. Bertram 2008), der von Kinderreichtum klar zu trennen ist und nicht Gegenstand dieser Analyse ist.

Wenn es darum geht, das Explanandum einer Fertilitätstheorie zu bestimmen, so ist neben verschiedenen Makrophänomenen (Geburtenraten, Anteilswerten bestimmter Paritäten etc.) typischerweise von „generativem Verhalten", von „generativem Handeln" oder von „generativen Entscheidungen" die Rede. Hier bevorzugen wir den Begriff des generativen Verhaltens, weil er in der von Max Weber geprägten Terminologie der umfassendste ist. Zwar definiert Weber als Gegenstand der Soziologie lediglich *soziales Handeln*: Dies ist demnach ein Verhalten, mit dem ein Mensch einen Sinn verbindet, wobei dieser Sinn, um das Handeln „sozial" werden zu lassen, außerdem auf andere Menschen bezogen sein muss (Weber 1980: 1f.). Wir verstehen unsere Frage jedoch eher als eine demografische, für die jedes Geburtsereignis relevant ist – auch dann, wenn es möglicherweise auf ein unbewusstes und intentionsloses Verhalten zurückzuführen sein sollte (wobei wir nicht davon ausgehen, dass dies den Regelfall beschreibt). Der Begriff der Entscheidung ist noch voraussetzungsvoller als der des Handelns und setzt ein rationales Abwägen voraus. Daher werden wir von generativem Handeln und von generativen Entscheidungen nur im Kontext bestimmter Erklärungsansätze reden, für die eine entsprechende Einschränkung auch tatsächlich sinnvoll ist.

In Kapitel 2 wird ein interdisziplinärer Überblick zu Fertilitätstheorien gegeben; in Kapitel 3 wird ein eigener Analyserahmen zum generativen Verhalten entwickelt. Darauf aufbauend werden anschließend theoretische Grundlagen für die Phänomene Kinderlosigkeit (Kapitel 4) und Kinderreichtum (Kapitel 5) dargestellt.

2 Fertilitätstheorien

Da das Spektrum an Fertilitätstheorien in Hinblick auf Fachdisziplin, Analyseebene und Analysezeitraum enorm groß ist, lassen sie sich nur schwer in einer Publikation zusammenfassen (zum Überblick siehe: Balbo et al. 2013; Bujard 2011: 94-191; Müller et al. 2000; Schleutker 2014; van de Kaa 1996). Im Folgenden werden die wichtigsten Theorieschulen und einige ihrer Vertreter dargestellt.

2.1 Kulturelle Handlungstheorien

Handlungstheoretische Ansätze zur Modellierung kultureller normativer Einflüsse finden sich unter anderem in der Rollentheorie (u. a. Dahrendorf 1977/1958; Goffman 2003/1959), in der Theorie der Frame-Selektion (Esser 1990), in der Theory of Planned Behavior (TPB) (Ajzen 1985, 1991), in erweiterten Handlungstheorien (z. B. Weber 1980/1921; Schimank 2007) oder im Leitbildansatz (Giesel 2007; Diabaté/Lück 2014). Dabei tauchen grundsätzlich mindestens drei verschiedene Handlungslogiken auf: Die Rollentheorie modelliert den Einfluss von sozialen Erwartungen und *Normen*, denen Akteure deswegen folgen, weil sie negative Sanktionen vermeiden und positive Sanktionen erhalten wollen, insbesondere die Ausgrenzung aus bzw. die Integration in die soziale Gemeinschaft. Das *Skript* in der Theorie der Frame-Selektion von Esser (1990) ist eine unreflektiert ablaufende Handlungsroutine, auf die Akteure zurückgreifen, weil sie aufwändige Prozesse der Informationsbeschaffung und der Reflexion erspart. Einstellungen, Präferenzen und Werte (bzw. Wertorientierungen) sind subjektive normative Bewertungen, die ein Akteur aus eigener Überzeugung heraus umsetzt. Einstellungen bzw. Werte spielen insbesondere in den Ansätzen von Ajzen sowie

Weber eine zentrale Rolle. Das Konzept des Leitbildes versucht, die drei genannten Handlungslogiken zu verknüpfen.

Es gibt mehrere Ausarbeitungen der *Rollentheorie*. Prominent sind insbesondere die von Dahrendorf (1977), Goffman (2003) und Parsons (1976). *Dahrendorf* geht davon aus, dass eine Gesellschaft soziale Positionen bereithält, die in der Regel gefüllt sein müssen. Dies können erworbene Positionen oder auch zugeschriebene Positionen sein, wie etwa Erwachsener oder Kind, Frau oder Mann (Dahrendorf 1977: 55). Die soziale Rolle ist das Äquivalent einer solchen sozialen Position aus der Perspektive desjenigen, der sie einnimmt: Sie ist die Summe der „Ansprüche der Gesellschaft an den Träger von Positionen" (ebd.: 33). Der Rollenträger entspricht diesen Erwartungen, um negative Sanktionen zu vermeiden bzw. um positive zu erhalten. Allerdings gibt es innerhalb einer Rolle auch Gestaltungsspielräume (ebd.: 41), die ein Individuum unterschiedlich nutzen kann. Sein Beispiel prägt wiederum die Erwartungen der Gesellschaft; so dass durch seine Auslegung die Rolle selbst mitgestaltet wird (ebd.: 59-60). Diese interaktive und reproduktive Perspektive steht bei *Goffman* (2003) besonders stark im Fokus. Bei Parsons (1976) ist das Konzept der Rolle in eine systemtheoretische Handlungstheorie eingebunden und erhält einen vergleichsweise starren Charakter.

Die Rollentheorie wurde häufig (z. B. von Parsons und Goffman) zur Erklärung der Arbeitsteilung zwischen Frau und Mann in Partnerschaften und Familien angewendet. Dass sich aus dem Wandel der Geschlechterrollen auch Implikationen für das generative Verhalten ergeben, wird in der Literatur selten ausgearbeitet. Eine solche Ausarbeitung findet sich bei John H. Scanzoni (Scanzoni/McMurry 1972; Scanzoni 1975; 1976; Scanzoni/Szinovacz 1980). Scanzoni geht davon aus, dass der Rückgang der Geburtenrate Ende der 1960er Jahre vor allem auf einen Wandel der weiblichen Geschlechterrolle zurückzuführen sei. Demnach nähern sich die ursprünglich komplementären spezialisierten Geschlechterrollen an, indem sich die weibliche Rolle von einer expressiven haushaltsorientierten in Richtung einer instrumentellen leitungsorientierten („männlichen") Rolle verschiebt (Scanzoni/McMurry 1972: 320). Elternschaft ist aus dieser Perspektive die sozial erwünschte Verwirklichung einer definierten Rolle: „having children is a socially motivated behaviour that provides institutionalized rewards to parents" (Scanzoni/McMurry 1972: 315). Dies gilt jedoch nur, solange es Bestandteil der Geschlechterrollen ist Mutter bzw. Vater zu werden; dann aber für Frauen in besonderer Weise, denen eine aktivere Elternrolle zugeschrieben wird. Im Zuge einer Neudefinition der eigenen Geschlechterrolle kann Elternschaft durch eine eigene Erwerbskarriere ersetzt werden. Frauen, die ihre Rolle als Frau neu definieren, streben daher nicht notwendigerweise eine Elternschaft an. Dies ist vor allem von höher gebildeten Frauen mit besseren beruflichen Perspektiven zu erwarten (Scanzoni/McMurry 1972: 320). So kann, Scanzoni zufolge, nahezu alles, was an Veränderungen im generativen Verhalten sichtbar wird, mit dem Geschlechterrollenwandel in Zusammenhang gebracht werden: „If increasing numbers of younger women redefine their roles [...] (1) they can be expected to desire fewer children; (2) more of these women will remain single; (3) those who marry will do so at a later age; and (4) the complete size of their families can be expected to be less than the family size of those with more traditional role orientations." (Scanzoni/McMurry 1972: 317)

Die *Theorie der Frame-Selektion* (Esser 1990, 1996, 2002) erweitert den klassischen Rational Choice-Ansatz um einen zweiten Handlungsmodus: um die unreflektiert ablaufende Handlungsroutine (vgl. die Kritik am Entscheidungsbegriff von: Burkart 1994: 69ff.). Damit integriert sie Beschreibungen menschlichen Handelns, wie sie in interaktionistischer oder wissenssoziologischer Perspektive gängig sind, in eine Perspektive des methodologischen Individualismus. Auf Handlungsroutinen wird, Essers Theorie zufolge, durch die Akteure deswegen zurückgegriffen, weil nicht nur *infolge* einer rationalen Entscheidung, sondern bereits *mit* der rationalen Entscheidungsfindung selbst Kosten entstehen, wie beispielsweise Zeit und Aufwand zur Informationsbeschaffung, aber

auch die Einschätzung der Höhen von Kosten und Nutzen sowie das Abwägen der besseren Nutzenbilanz. Esser unterstellt, dass Akteure intuitiv versuchen, die Situation, in der sie sich befinden, jeweils zu deuten und einem *Frame* zuzuordnen, d. h. einer kulturell vorgefertigten Kategorie von „vertrauten" Situationen. Aus der Wahl eines bestimmten Frames ergibt sich meist ein bestimmtes damit verknüpftes Handlungsprogramm – ein *Skript* – und schließlich eine konkrete Handlungsalternative. Je besser und eindeutiger die aktuelle Situation auf den Frame passt (*„Match"*), desto eher wird als Modus des Handelns statt der bewussten rationalen und nutzenmaximierenden Reflexion (RC-Modus) ein automatisch spontaner Modus (AS-Modus) gewählt und das Skript quasi reflexartig abgerufen.

Esser selbst hat sein Modell auf die Erklärung von Ehescheidung angewandt (Esser 2002). Eckhard (2010) hat dargelegt, dass es auch für die Erklärung von Fertilität nutzbar gemacht werden kann. Kernargument dabei ist, dass eine hohe Trennungsanfälligkeit eine Familiengründung unwahrscheinlicher macht. Trennungsanfällig sind vor allem die Paarbiografien jüngerer Kohorten und nichtehelicher Lebensgemeinschaften (im Vergleich zu älteren Kohorten und Ehen), weil diese ihre Beziehungen individualistischer definieren. In einem solchen Beziehungsframe genügt es bereits, dass persönliche Interessen kollidieren, um eine Beziehung als „gescheiterte Partnerschaft" umzudefinieren und schließlich zu beenden. Später formuliert Eckhard (2014) auf Basis des *Modells der Frame-Selektion* eine Theorie zur Erklärung des Anstiegs dauerhafter Kinderlosigkeit. Demnach lassen sich Partnerschaften in unterschiedliche kulturelle Deutungsmuster einordnen. Die „Familie in spe" ist ein solcher Frame; und bis etwa 1965 genoss er Monopolstellung. Mit dem zweiten demografischen Übergang kamen jedoch andere alternative Frames hinzu. Eine Familiengründung ist seitdem voraussetzungsvoller und damit unwahrscheinlicher geworden: Eine Beziehung muss entweder so eindeutig dem Frame „Familie in spe" zuzuordnen sein, dass die Partner im automatisch-spontanen Modus bleiben und sich am Ziel der Familiengründung orientieren. Oder, falls dieser Match nicht hinreichend stark ist und die Partner in den RC-Modus wechseln, müssen sie die Opportunitätskosten einer Elternschaft als gering einschätzen. Beides ist seit den 1960er Jahren unwahrscheinlicher geworden.

Einstellungen, Präferenzen und Werte sind in keiner etablierten Theorie alleiniger Antrieb menschlichen Handelns, doch es gibt eine Reihe von Handlungstheorien, die in ihnen einen maßgeblichen Antrieb neben anderen sehen. Eine zentrale Rolle spielen beispielsweise Werte und individuelle Überzeugungen in der Handlungstheorie Max Webers (1980), im Akteursmodell des „Identitätsbehaupters" in der Handlungstheorie Uwe Schimanks (2007) sowie in der *General Theory of Action* (Parsons/Shils 1951). In Form von Einstellungen spielen persönliche Überzeugungen schließlich eine zentrale Rolle in der *Theory of Planned Behavior* (TPB) (Ajzen 1985, 1991), auf die in Abschnitt 2.9 näher eingegangen wird. Diese sieht das Handeln eines Akteurs vor allem durch dessen Handlungsintention (gepaart mit seiner subjektiv wahrgenommenen Verhaltenskontrolle) bestimmt; die Handlungsintention wiederum wird durch die individuellen Einstellungen des Akteurs gegenüber der Handlungsoption sowie durch die vom Akteur subjektiv wahrgenommenen sozialen Normen, gepaart mit der subjektiv wahrgenommenen Verhaltenskontrolle, beeinflusst. Individuelle Einstellungen werden dabei nicht als rein kulturell-normatives Konstrukt verstanden, sondern als ein Produkt aus subjektiver Bewertung der möglichen Handlungsfolgen und deren subjektiv wahrgenommener Eintrittswahrscheinlichkeit. Die Anwendung der TPB auf Fertilitätsintentionen haben Ajzen und Klobas (2013) spezifiziert und Befunde dazu zusammengefasst (vgl. 2.9).

Das Konzept der Leitbilder bzw. der *Familienleitbilder* (Giesel 2007; Diabaté/Lück 2014) geht von Komplexen aus miteinander sinnhaft verknüpften Vorstellungen aus, die jeweils den Charakter von Überzeugungen, von sozialen Erwartungen oder von Frame-Skript-Verknüpfungen haben können. Es wird sowohl unterstellt, dass eine eindeutige Zuordnung im Einzelfall zuweilen nicht möglich ist als auch, dass Vorstellungen ver-

schiedener Art auf eine Weise miteinander assoziiert werden, dass sie bestenfalls analytisch, nicht aber empirisch zu trennen sind. So definieren Diabaté und Lück Leitbilder als „Bündel aus kollektiv geteilten bildhaften Vorstellungen des ‚Normalen', das heißt von etwas Erstrebenswertem, sozial Erwünschtem und/oder mutmaßlich weit Verbreitetem, also Selbstverständlichem" (Diabaté/Lück 2014: 56). Solche Leitbilder können in der Lage sein Fertilität zu beeinflussen, indem beispielsweise eine Gesellschaft ein sehr anspruchsvolles Leitbild der Elternschaft generiert, von dem junge Erwachsene fürchten, ihm nicht gerecht werden zu können, weswegen sie auf eine Familiengründung verzichten (Schiefer/Naderi 2015; Dorbritz/Ruckdeschel 2015; Ruckdeschel 2015). Auch hinsichtlich der normalen Kinderzahl in einer Familie können Leitbilder existieren und Vorlage für die endgültig angestrebte Familiengröße sein (Dorbritz/Ruckdeschel 2015; Diabaté et al. 2015).

2.2 Kultureller Wandel und Second Demographic Transition

Dass Individuen heute tendenziell andere generative Entscheidungen treffen als sie es Mitte des 20. Jahrhunderts getan haben, kann – basierend auf dem zuvor skizzierten handlungstheoretischen Fundament – durch einen gesellschaftlichen Wandel der Ausgangsbedingungen erklärt werden. Hier kommt unter anderem dem kulturellen Wandel eine wichtige Bedeutung zu. Dieser ist prominent in der Theorie des Wertewandels (Klages 1988, 1993; Inglehart 1971, 1977, 1990, 1998) beschrieben worden, auf der die Theorie des zweiten demografischen Übergangs fußt (Lesthaeghe 1992, 1995, 2011; van de Kaa 1987, 2001).

Ingleharts Wertewandeltheorie dient als Grundlage für die Theorie des zweiten demografischen Übergangs („Second Demographic Transition" bzw. SDT), die von Ron Lesthaeghe und Dirk van de Kaa gemeinsam entwickelte wurde und sich explizit mit der Veränderung der Muster familialen und generativen Verhaltens in den westlichen Gesellschaften in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschäftigt. Eben diese vielfältigen Veränderungen bezeichnen sie als „zweiten demografischen Übergang" in Anlehnung an den (ersten) demografischen Übergang, der das Absinken von Fertilität und Mortalität im Zuge des Übergangs von der Agrar- zur Industriegesellschaft bezeichnet. Der zweite demografische Übergang ist demnach ein typischerweise zeitlich versetzt auftretender „Nachhall" des ersten, der den Umstand widerspiegelt, dass eine Gesellschaft infolge der Industrialisierung früher oder später auch zu mehr Wohlstand gelangt, die existentiellen Versorgungsprobleme ihrer Mitglieder löst und dadurch den von Inglehart beschriebenen Wertewandel auslöst.

Der zweite demografische Übergang umfasst im Kern eigentlich vier parallel auftretende Übergänge: (1) von der Ehe zum nichtehelichen Zusammenleben, (2) von der Kindzentrierung zur Paarzentrierung, (3) von der Verhütung zur Selbstverwirklichung als Motiv für die Anwendung von Verhütungsmitteln (Sexualität wird von Fortpflanzung getrennt; Kinder werden zum Ausdruck individueller Selbstverwirklichung), (4) von der modernen Kernfamilie zu pluralisierten Lebensformen. Eine Fertilität unterhalb des Reproduktionsniveaus und andere demografische Trends (steigendes Erstgeburtsalter, höhere Scheidungsraten, etc.) sind mittelbare und wahrscheinliche Folgen dieser Übergänge. Ihre Popularität verdankt die Theorie unter anderem der elaborierten demografischen Deskription und der Prägung des Begriffs SDT (van de Kaa 1987).

Lesthaeghe und van de Kaa sehen als Hauptursachen des Geburtenrückgangs Veränderungen von Normen und Einstellungen infolge des Wertewandels, insbesondere die Orientierung an Selbstverwirklichung und die Toleranz verschiedener Lebensformen wie nichteheliche und kinderlose Partnerschaften. „What distinguishes the second from the first transition is precisely the overwhelming preoccupation with self-fulfillment, personal

freedom of choice, personal development and lifestyle, and emancipation, as reflected in family-formation, attitudes towards fertility regulation and the motivation for parenthood." (van de Kaa 1996: 425)

Neben den kulturellen Faktoren führen die Autoren jedoch auch andere Ursachen an, teilweise mit unterschiedlichen Schwerpunkten. Van de Kaa betont die Bedeutung moderner Verhütungsmittel, während Lesthaeghe die Frauenemanzipation und die Opportunitätskosten als Mitursachen anführt. In einem Vorläufer der SDT-Theorie nennt Lesthaeghe (1983) mit der Wachstumsphase Mitte des 20. Jahrhunderts eine sozioökonomische Bedingung für den kulturellen Wandel. Stärker als van de Kaa wirken für Lesthaeghe strukturelle und kulturelle Faktoren gemeinsam.

2.3 Frauenemanzipationstheorien

Mehrere Ansätze lassen sich den Frauenemanzipationstheorien zuordnen. Diese weisen jedoch sehr unterschiedliche Akzentuierungen auf und lassen sich nicht als gemeinsame Theorieschule verstehen. Der rollentheoretische Ansatz von Scanzoni (1975) sieht in der Zunahme von egalitären Geschlechtsrollen eine Ursache für niedrigere Fertilität. Er differenziert zwischen sieben Geschlechtsrollendimensionen, die sich dichotom zwischen egalitär und traditionell verorten lassen. Egalitäre Geschlechtsrollen beruhen demnach auf höherer Bildung und führen sowohl zu höherer Frauenerwerbstätigkeit als auch zu späterer Heirat und weniger Kindern.

Hakims (2000, 2003) Präferenztheorie betont die individuellen Unterschiede von Arbeits- und Lebensstilpräferenzen von Frauen, die in modernen Industrieländern zugenommen haben. Sie differenziert in hauszentrierte, adaptive und arbeitszentrierte Frauen. Ähnliche Differenzierungen gibt es bereits länger (u. a. Pfeil 1965, vgl. auch Bolte et al. 1980), jedoch ist Hakims Ansatz für paritätsspezifische Erklärungen interessant: Hauszentrierte Frauen bilden die Gruppe, bei der Mehrkindfamilien am ehesten zu erwarten sind, und berufsorientierte Frauen sind prädestiniert für Kinderlosigkeit. Hakim sieht die Präferenzen als im Lebenslauf stabile Einflussfaktoren, die in ihrem Einfluss auf Fertilitätsentscheidungen mit anderen Rahmenbedingungen interagieren. Hier ist zu hinterfragen, inwiefern Präferenzen nicht doch im Lebensverlauf veränderbar sind.

Eine Erklärung des Zweiten Geburtenrückgangs, bei der die Frauenemanzipation und die politischen und arbeitsmarktspezifischen Möglichkeiten und Grenzen der Vereinbarkeit von Beruf und Familie im Mittelpunkt stehen, liefert Beck-Gernsheim (2006). Als Makrofaktoren nennt sie die Bildungsreform, die zunehmende Frauenerwerbstätigkeit und das Aufkommen der Frauenbewegung, die die Frauenemanzipation gemeinsam beschleunigt haben. Infolge dieser Faktoren haben sich neue berufliche Optionen und Erfahrungsbereiche aufgetan und gleichzeitig sind die Ansprüche an gleichberechtigtere Partnerschaften gewachsen. Daneben verweist Beck-Gernsheim auf den Widerspruch zwischen den popularisierten Forderungen nach intensiverer mütterlicher Förderung, welche die Stigmatisierung berufstätiger Mütter verstärkt, und der rigiden Arbeitswelt, die eine Vereinbarkeit von Beruf und Familie kaum ermöglicht.

Die Theorie der *Geschlechter-Arrangements* (Pfau-Effinger 1996, 2000, 2014) beschäftigt sich vorrangig mit der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in Partnerschaften, insbesondere der Erwerbsbeteiligung von Müttern, mit deren Wandel in den vergangenen Jahrzehnten sowie mit den unterschiedlichen Entwicklungspfaden verschiedener westeuropäischer Gesellschaften im Zuge dieses Wandels. Sie beschränkt sich also relativ stark hinsichtlich ihres Explanandums, um auf der anderen Seite eine vergleichsweise stark differenzierte Deskription der empirischen Realität theoretisch fassen zu können. Die Theorie besagt, dass es eine *Geschlechterkultur* und eine *Geschlechterordnung* gibt, die auf der Grundlage sozialer Aushandlungsprozesse „miteinander vermittelt

und in einem mehr oder weniger hohen Maß in Übereinstimmung gebracht werden“ (Pfau-Effinger 1996: 468). Diese Übereinstimmung wird als *Geschlechter-Arrangement* bezeichnet. *Geschlechterkultur* meint „einheitliche Werte und Leitbilder in Bezug auf die Geschlechterbeziehungen und die Formen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung ..., welche auch in der Form von Normen im institutionellen System verankert und deshalb relativ stabil sind“ (ebd.: 467). Die *Geschlechterordnung* meint „die real vorfindlichen Strukturen des Geschlechterverhältnisses und die Beziehungen zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Institutionen im Hinblick auf die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung“ (ebd.), wobei vor allem Wohlfahrtsstaat, Familie bzw. Haushalt, Arbeitsmarkt und Bildungssystem als relevante Institutionen angeführt werden. Die Differenzierung wird als wichtig erachtet, um Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten zwischen den verschiedenen Ebenen analysieren zu können, die zu Konflikten, zu Neu-Aushandlungen und dadurch auch zu sozialem Wandel führen können. Die Theorie der Geschlechter-Arrangements ist vorrangig eine kulturelle Theorie, zumal das Modell „umfassender bei den kulturellen Leitbildern ansetzt, die der Politik gesellschaftlicher Institutionen ... zugrunde liegen“ (ebd.: 468). Konkrete Geschlechter-Arrangements, die Birgit Pfau-Effinger empirisch vorfindet und beschreibt, sind insbesondere (a) das *familienökonomische Modell*, bei dem Frauen und Männer gemeinsam im eigenen Familienbetrieb arbeiten und Kinder im Rahmen ihrer Möglichkeiten als Arbeitskräfte mit heranziehen, (b) das *Modell der männlichen Versorgerehe*, das eine komplementäre Aufgabenteilung mit männlich konnotierter Erwerbsarbeit und weiblicher Haus- und Familienarbeit vorsieht und Kinder als zuwendungsbedürftig ansieht, (c) das *egalitär-individualistische Modell*, in dem Frau und Mann beide erwerbstätig und dadurch ökonomisch voneinander unabhängig sind, während die Betreuung der Kinder vorrangig staatliche Aufgabe ist, sowie (e) das *egalitär-familienbezogene Modell*, in dem Frau und Mann beide erwerbstätig sind und sich die häusliche Kinderbetreuung teilen (ebd.: 469f.).

2.4 Individualisierung

Das Phänomen der Individualisierung wird von mehreren Autoren als zentrale Ursache des Geburtenrückgangs genannt (u. a. Hoffmann-Nowotny 1988). Ein Vorläufer ist Schumpeter (1942), der bereits zwei Jahrzehnte vor Beginn des SDT den Kapitalismus als Gefährdung für die Familie und die Entscheidung für Kinder einschätzte. Ohne eine Fertilitätstheorie aufstellen zu wollen, hat Beck (1986) die Individualisierungsmechanismen prägnant identifiziert, die fertilitätsmindernd wirken. „Das Marktsubjekt ist in letzter Konsequenz das alleinstehende, nicht partnerschafts-, ehe- oder familien'behinderte' Individuum. Entsprechend ist die durchgesetzte Marktgesellschaft auch eine kinderlose Gesellschaft (...). (Beck 1986: 191)

Die Individualisierung hat die Menschen aus klassischen Bindungen wie Klassenstrukturen und Wohnumfeld herausgelöst. Gleichzeitig haben traditionelle Geschlechterrollen ihre Normkraft verloren. Infolge dieser Prozesse ist ein selbständiges Planen der Lebensläufe notwendig. Es entstehen Wahlfreiheiten und Wahlzwänge, Beck und Beck-Gernsheim diagnostizieren „riskante Freiheiten“ (1994). Für die generative Entscheidung bedeutet die Individualisierung, dass sich die Entscheidungsautonomie erhöht hat – wobei neue Handlungszwänge struktureller und normativer Art diese wiederum einschränken können (Burkart 1994).

Bei der Individualisierungstheorie gibt es Schnittmengen mit Birgs biografischer Theorie (Birg et al. 1991). Infolge der Individualisierung stehen potenzielle Eltern vor dem Konflikt zwischen Familie und Arbeit, wobei der Arbeitsmarkt Flexibilität und Mobilität erfordert, was infolge der Emanzipation auch für Frauen gilt und das Konfliktpotenzial bzw. den Koordinierungsbedarf verdoppelt. Moderne Arbeitsmärkte und Karrieren sind mit

Familie oft strukturell inkompatibel. Der Staat kann zwar den Konflikt durch Vereinbarkeitspolitiken abpuffern, jedoch ist der Wohlfahrtsstaat stark an der Erwerbsbeteiligung orientiert, was den Konflikt wiederum verstärkt.

Hoffmann-Nowotnys (1988) Individualisierungsansatz baut auf einem Struktur-Kultur-Paradigma auf. Dabei hat die Frauenerwerbstätigkeit zu Spannungen zwischen Wirtschaft und Familie geführt, während gleichzeitig ein Funktionsverlust der Familie eingetreten ist, der anonymisierte und kinderlose Lebensformen ermöglicht. Hoffmann-Nowotnys Ansatz ist kulturpessimistisch, er sieht eine „Gesellschaft von Einzelgängern" (1991: 311) und Anomie als Merkmal der Moderne. Kaufmann (1990) identifiziert basierend auf dem Konflikt zwischen den Anforderungen des Arbeitsmarkts eine „strukturelle Rücksichtslosigkeit gegenüber der Familie", die zu niedriger Fertilität führt. Im Kontrast zu anderen Individualisierungsansätzen, die kritische Auswirkungen moderner Wirtschaftssysteme beschreiben, beschäftigt er sich stärker mit familienpolitischen Optionen, diese Rücksichtslosigkeit zu reduzieren.

2.5 Lebenslaufansatz und biografische Theorie

Im Lebenslaufansatz werden Veränderungen, die Bildungsexpansion, Frauenemanzipation und Individualisierungsprozesse strukturell verursachen, zusammen mit biografischen Erfahrungen und sozialen Rahmenbedingungen dynamisch im individuellen Entscheidungsprozess abgebildet (u. a. Blossfeld/Huinink 1989).

Nach der biografischen Theorie der Fertilität (Birg et al. 1991) haben sich durch die oben genannten strukturellen Faktoren die biografischen Optionen sprunghaft erweitert; zum einen durch die Zunahme an Möglichkeiten bezüglich Bildung, Beruf und Verhütung und zum anderen durch den Wegfall der Restriktionen, die Kirche und Staat sowie Normen früher vorsahen. Die Autoren differenzieren v. a. zwischen Familien-, Erwerbs- und Wohnbiografie, deren Kombination das „biografische Universum" ausmacht. Empirisch werden die fünf biografischen Bausteine Ausbildung, Beruf, gemeinsamer Haushalt, Heirat und Kind(er) in ihren unterschiedlichen Kombinationen analysiert. Im Unterschied zu den Kostenüberlegungen der mikroökonomischen Theorie Beckers (1991), die auf der Analogie von Kindern zu Gütern beruht (Becker 1960), betonen Birg et al. die Irreversibilität der Entscheidung für Kinder. Denn anders als teure Güter kann man Kinder nicht „zurückgeben", es entstehen *biografische* Opportunitätskosten, die mit dem Reichtum an biografischen Optionen steigen. Besonders viele Optionen haben demnach Akademiker und Großstadtbewohner. Da die biografischen Optionen in Konkurrenz zur Entscheidung für Kinder stehen, führen sie zu niedriger Fertilität und dem Aufschub von Geburten. Huinink (2000) weist darauf hin, dass das Zeitfenster für eine Familiengründung größer ist als Ausbildung und Berufseinstieg, wodurch letztere zuerst angegangen werden.

Der Begriff der Rushhour des Lebens (Bertram et al. 2011, Deutscher Bundestag 2006), der erstmals von Bittman und Wajcman (2000) verwendet wurde, bezeichnet die schwierige Koordination mehrerer biografischer Lebensentscheidungen im Alter von 25-40 Jahren (vgl. Rindfuss 1991). Diese Rushhour kann bei längerer Ausbildung und früherem Fruchtbarkeitsende sogar auf 30-35 Jahre verkürzt sein. In dieser Phase müssen oft Berufseinstieg, Umzug, Wohnungsgründung, Heirat und Kinderkriegen bewerkstelligt werden. Da das Festlegen auf eine dauerhafte Partnerschaft und die berufliche Etablierung beider Partner und damit verbundene Umzüge oft zeitlich Priorität vor der Fertilitätsentscheidung haben, wird die Entscheidung für Kinder oft hinausgeschoben. Bei Akademikerinnen, die besonders von der Rushhour betroffen sind, bekommen 42 % ihre Kinder nach dem 35. Geburtstag. Da die Fekundität bereits ab dem 35. Geburtstag deutlich abnimmt und ab 40 Jahren sehr gering ist (siehe 2.6), führt dies zu einer erheblichen Größenordnung ungewollter Kinderlosigkeit und auch zu einem für Mehrkindfamilien oft zu kleinem Fruchtbarkeitsfenster (vgl. Abb. 2).

2.6 Biologische Fruchtbarkeit, Verhütung und ART

Die biologische Fruchtbarkeit ist die Fähigkeit eines Mannes, ein Kind zu zeugen, bzw. die einer Frau, schwanger zu werden. Sie wird auch mit den Begriffen der Fertilität (im andrologischen Sinne) oder der Fortpflanzungsfähigkeit umschrieben (Nieschlag 2009: 6). Die Abhängigkeit des generativen Verhaltens von der Fruchtbarkeit der beiden Partner erscheint auf den ersten Blick trivial: Wenn der Mann nicht zeugungs- oder die Frau nicht gebärfähig ist, kann eine Familiengründung allenfalls durch Adoption oder Pflegeelternschaft realisiert werden. Eine biologische Elternschaft, wie sie hier im Zentrum des Interesses steht, erscheint dann auf natürlichem Wege nicht möglich.

Eine absolute Unfähigkeit bzw. Sterilität ist jedoch nur der negative Pol eines Kontinuums, in dem Fruchtbarkeit gedacht werden muss. Denn erstens relativieren die Möglichkeiten der Reproduktionsmedizin die Unfähigkeit sich fortzupflanzen. Und zweitens lässt sich selten diagnostizieren, dass ein Mensch aufgrund biologischer Prädispositionen *definitiv niemals* in der Lage sein wird, ein Kind zu zeugen bzw. zu gebären. Weitaus relevanter sind *graduelle* Einschränkungen der biologischen Fruchtbarkeit in dem Sinne, dass durch physiologische Voraussetzungen die *Wahrscheinlichkeit* reduziert ist, dass ungeschützter Geschlechtsverkehr zur Schwangerschaft führt (Gnoth 2013). Der Begriff Infertilität (synonym: Unfruchtbarkeit) bezeichnet daher lediglich die Feststellung, dass es innerhalb von mindestens zwölf Monaten ungeschützten Geschlechtsverkehrs zu keiner Schwangerschaft gekommen ist (Nieschlag 2009: 6).

Die Fruchtbarkeit bzw. Infertilität wird von verschiedenen Faktoren beeinflusst. Zentral sind zunächst Alter und Geschlecht: Die Lebensphase, in der ein Mensch fortpflanzungsfähig ist, beginnt typischerweise im Alter von 10 bis 16 mit der Pubertät und endet bei Frauen mit den Wechseljahren (*Klimakterium*) im Alter von ungefähr Mitte 40 bis Anfang 50. Für Männer endet die Fortpflanzungsfähigkeit oft erst in hohem Alter. Allerdings nimmt die Wahrscheinlichkeit einer erfolgreichen Schwangerschaft für Frauen und Männer mit dem Alter ab – bei Frauen bereits ab Anfang 30 (Beier et al. 2012: 324f.). Für die Frage, ob ein Paar kinderlos bleibt bzw. wie viele Kinder es bekommt, ist die „tickende biologische Uhr" vor allem dann relevant, wenn der biografische Zeitpunkt, der für eine Familiengründung als geeignet angesehen wird, erst spät im Lebenslauf erreicht wird, was beispielsweise bei Akademikern häufig der Fall ist (vgl. den vorhergehenden Abschnitt). Nicht nur die Familiengründung, sondern auch eine Familienerweiterung kann dann durch Infertilität verhindert werden, wenn sich Infertilität altersbedingt einstellt, ehe die gewünschte Kinderzahl realisiert wurde. Insofern ist Infertilität nicht nur im Kontext dauerhafter Kinderlosigkeit, sondern auch für (das Unterbleiben von) Kinderreichtum relevant.

Einen Anhaltspunkt dafür, von welcher Wahrscheinlichkeit eine Frau auszugehen hat, durch ungeschützten Geschlechtsverkehr in den fruchtbaren Tagen ihrer Periode zu einer Schwangerschaft zu kommen, bietet die Fekundität: die Anzahl erfolgreicher Schwangerschaften pro Frau (Beier et al. 2012: 295f.). Sie kann nur für Frauen und nur auf der Aggregatebene bestimmt werden, sie lässt sich aber beispielsweise nach dem Alter differenzieren.

Die Altersgrenzen der Fruchtbarkeit verschieben sich im Laufe der Zeit, unterliegen also einem sozio-kulturellen Wandel: Die Geschlechtsreife tritt heute tendenziell in jüngeren Jahren ein, als dies vor einigen Jahrzehnten der Fall war (Goldstein 2011). Die obere Altersgrenze der Fruchtbarkeit kann heute mit Hilfe von Reproduktionsmedizin und assistierter Reproduktionstechnik (ART) zwar nicht nennenswert hinausgeschoben, aber ein Stück weit relativiert werden (Gnoth 2013). Reproduktionstechnische Unterstützung und künstliche Befruchtung sind ein zunehmend gesellschaftlich akzeptierter und institutionalisierter Weg in die Schwangerschaft (Johnson-Hanks et al. 2011: 111ff.). Es muss jedoch angenommen werden, dass er von bestimmten sozialen Gruppen und Schichten eher in Anspruch genommen wird als von anderen, zumal ihr Einsatz teuer ist

und von Krankenkassen nur teilweise übernommen wird. Eine Übernahme der Kosten einer Kinderwunschbehandlung für unverheiratete Paare ist im November 2014 vom Bundessozialgericht zurückgewiesen worden.

Neben Alter und Geschlecht gibt es noch andere relevante Einflüsse: Beispielsweise reduzieren starkes Über- oder Untergewicht sowie Tabak- oder exzessiver Alkoholkonsum die Fruchtbarkeit (ausführlich: Beier et al. 2012). Auch diese Einflussfaktoren sind wiederum sozial-strukturell überformt: Verhaltensmuster, die die Fruchtbarkeit beeinträchtigen, treten typischerweise in unteren sozialen Schichten häufiger auf als in oberen (Karlsson/Okoampah 2012).

Maßgeblich für das Entstehen oder Unterbleiben einer Schwangerschaft sind schließlich die Verhütungspraktiken eines Paares beim Geschlechtsverkehr (Murphy 1993). Die Verfügbarkeit effektiver Kontrazeptiva sowie die normative Erwartung ihrer Verwendung haben dazu geführt, dass Familiengründung und -erweiterung heute prinzipiell planbar sind. Allerdings können auch heute, trotz Prävention, ungeplante Schwangerschaften entstehen. Unterschiedlichen Schätzungen zufolge machen sie einen erheblichen Teil der Schwangerschaften von etwa 30 % bis 40 % aus (Feldhaus/Boehnke 2008). Maßgeblich für eine erfolgreiche Prävention ist die Aufklärung Jugendlicher, die in unterschiedlichen sozialen Milieus unterschiedlich gehandhabt wird (Beier et al. 2012: 337f.).

2.7 Mikroökonomische Theorie

Die mikroökonomische Theorie der Familie wurzelt im Ansatz von Becker (1960, 1965, 1974, 1991; Becker/Lewis 1973), der mikroökonomische Elemente wie Nutzen- und Budgetfunktionen sowie die Annahmen von Marktgleichgewicht und Maximierung auf das generative Verhalten überträgt und den Ansatz über Jahrzehnte hinweg weiterentwickelt hat. Während bereits Leibenstein (1957) einen Kosten-Nutzen-Ansatz für den ersten demografischen Übergang erarbeitet hat, geht Becker weiter: Er betrachtet Kinder analog zu Konsumgütern im Rahmen der Neuen Haushaltsökonomie. Demnach ist die Familie gleichzeitig Konsument und Produzent, wobei die Annahme stabiler Präferenzen nicht unproblematisch ist. Die Entscheidung zu generativem Verhalten, Erwerbstätigkeit und Zeitverwendung wird als die eines altruistischen Haushaltsvorstandes interpretiert (Becker 1974), hier ergänzt er Adam Smiths unsichtbare Hand des Eigennutzes durch die unsichtbare Hand des Altruismus bei Familienentscheidungen.

Ein zentrales Element der mikroökonomischen Theorie der Fertilität ist die ursprünglich von Mincer (1963) entwickelte Opportunitätskostenthese. Die besagt, dass das entgangene Arbeitseinkommen von Müttern bzw. Vätern, die zur kindlichen Fürsorge temporär nicht arbeiten, als Kosten von Kindern bei der generativen Entscheidung kalkuliert werden. Da die Bildungsexpansion, der wachsende Dienstleistungssektor und die zunehmende Erwerbsbeteiligung von Frauen die Verdienste von Frauen erhöht haben, findet eine Reallokation der Zeitverwendung im Haushalt statt (Becker 1965). Demnach bewirken die gestiegenen Opportunitätskosten der Frauen bei der generativen Entscheidung auf Paarebene eine Reduzierung der Kinderzahl. Opportunitätskosten beinhalten dabei nicht nur den Verdienstausfall während der Elternzeit, sondern auch die Minderung des zukünftigen Einkommens, die durch Deprivation des Humankapitals – also der fehlenden Weiterqualifikation im Berufsleben – entsteht (Mincer/Polachek 1974). Weiterentwicklungen dieses Ansatzes haben geschlechtsspezifische Veränderungen des Lohnniveaus mit der Fertilitätsentwicklung analysiert (Butz/Ward 1979). Demnach bewirkt ein steigendes Lohnniveau bei den Männern einen positiven Effekt auf die Fertilität, während er bei den Frauen negativ ist. Althammer (2000) postuliert, dass die Opportunitätskostenthese zum Verständnis des Aufschubs von Geburten und des Phänomens Kinderlosigkeit beiträgt, nicht jedoch zum Rückgang der kinderreichen Familien.

Zentral in Beckers Ansatz ist auch die Interaktion von „Quantität“ und „Qualität“ (Becker/Lewis 1973). Nach dem in einem umfangreichen Gleichungssystem entwickelten Ansatz bewirkt u. a. ein Anstieg der Kosten für Kinder eine Substitution von Quantität (Zahl der Kinder) zu Qualität (Ausbildung, Gesundheit etc.). Mit diesem Ansatz erklären die Autoren den ersten demografischen Übergang, wobei die wirtschaftliche Entwicklung und die damit verbundene zunehmende Ausstattung der Kinder mit Humankapitalinvestitionen ein initiierender Faktor war. Inverse oder u-förmige Zusammenhänge zwischen Einkommen und Kinderzahl auf der Mikroebene lassen sich mit dem Ansatz erklären. Leibenstein (1975) führt das Streben nach Statuserhalt und Aufstieg als alternative Erklärung an (ähnlich bereits: Wolf 1912). Der Ansatz der Qualität-Quantität-Substitution ist vielfach kritisiert worden, u. a. die fehlende Berücksichtigung von Normen zur Kinderzahl, Verhütungsfragen, unterschiedlichen Präferenzen und sequentiellen Entscheidungsmustern. Auch ist der Ansatz bei Paritäten kleiner zwei wenig plausibel, v. a. kann er keinerlei Erklärung zum Anstieg der Kinderlosigkeit beitragen.

Auf Basis der mikroökonomischen Theorie lassen sich familienpolitische Effekte, aber auch Effekte von anderen Veränderungen auf der Makroebene ableiten (Becker 1996: 21; siehe auch Althammer 2000; Cigno 1991). Das Timing der Geburten wird in der Erweiterung durch Cigno (1991) thematisiert und mit Makrofaktoren wie Bildungsexpansion und Arbeitsproduktivität analytisch verbunden. Bezüglich Kinderreichtums weist Cigno (1991: 91) auf Skaleneffekte hin, die den Zeitaufwand und bestimmte Güter wie Kleidung und Kinderwagen betreffen und die Kosten pro Kind bei Kinderreichen tendenziell reduzieren – während die absoluten Kosten freilich ansteigen.

2.8 Value of Children

Der Ansatz Value of Children (VOC) beruht auf Hoffman und Hoffman (1973), die neun Nutzendimensionen von Kindern identifizieren: Erreichen des Erwachsenenstatus; Erweiterung des Selbst und Unsterblichkeit; Erfüllung religiöser Moralvorstellungen; Familiäre Bindungen, Liebe, Zuneigung; Stimulation und Freude; Ausdruck von Leistung und Kompetenz; Machtzuwachs innerhalb der Familie sowie Prestige im sozialen Vergleich. Tabelle 1 gibt einen Überblick zu den Nutzendimensionen, die aus der VOC-Forschung bekannt sind. VOC 1-9 basiert auf Hoffman und Hoffman (1973), zwei weitere Dimensionen wurden ergänzt. Es gibt VOC, die bereits mit einem einzigen Kind erfüllt sind, und solche, die linear mit der Kinderzahl steigen. Auch gibt es VOC, die nach der demografischen Transition unbedeutend geworden sind.

Die Aufstellung verdeutlicht, dass vier der zehn Nutzendimensionen vortransitionelle sind und heute in den spätmodernen Gesellschaften kaum noch eine Rolle spielen. In den Spalten drei und vier wird differenziert, inwieweit sich der Nutzen beim Übergang zum ersten Kind und bei Kinderreichtum verändert.

Dieser Ansatz wurde empirisch für die USA geprüft (Hoffmann/Manis 1979), wobei sich bei traditioneller geprägten Probanden zeigte, dass der Kinderwunsch bei der Nennung von ökonomischen Nutzen und Erwachsenenstatus höher ist. Die VOC-Theorie wurde überwiegend für den ersten Geburtenrückgang bzw. den Vergleich von Entwicklungsländern zu Industrieländern verwendet (Nauck 1992, 2001). Nauck unterteilt die Nutzendimensionen in ökonomische, psychologische und sozial-normative.

Tabelle 1: Formen des Nutzens von Kindern für (potenzielle) Eltern

	Value Of Children	Nutzen bereits bei einem Kind	Zusatz-nutzen bei einer Mehrkind-familie	Vor dem zweiten demogra-fischen Übergang	Spät-moderne Gesell-schaften heute
1	Erreichen des Erwachsenenstatus	✓	-	✓	-
2	Erweiterung des Selbst, Unsterblichkeit	✓	etwas	✓	✓
3	Erfüllung religiöser Moralvorstellungen	✓	etwas	✓	etwas
4	Familiäre Bindungen, Liebe, Zuneigung	✓	✓	✓	✓
5	Stimulation und Freude	✓	etwas	✓	✓
6	Ausdruck von Leistung und Kompetenz	✓	✓	✓	✓
7	Machtzuwachs innerhalb der Familie	✓	etwas	✓	-
8	Prestige im sozialen Vergleich	-	✓	✓	-
9	Ökonomischer Nutzen	✓	✓	✓	-
10	Emotionale Alterssicherung	✓	etwas	etwas	✓
11	Soziale Interaktion zwischen den Kindern	-	✓	✓	✓

Quelle: Eigene Darstellung; Zuordnung basierend auf: Hoffman und Hoffman (1973) mit eigenen Ergänzungen; ✓= Nutzen ist vorhanden.

2.9 Psychologische Entscheidungsmodelle

Die einflussreichen sozialpsychologischen Entscheidungsmodelle der *Theory of Reasoned Action* (Fishbein/Ajzen 1975) und ihre Weiterentwicklung zur *Theory of Planned Behavior* (TPB) von Ajzen (1985, 1987, 1991) wurden auch für das Phänomen von Fertilitätsentscheidungen angewendet. Fishbein (1972) hat bereits in den 1970er Jahren Einstellungen und subjektive Normen als zentrale Komponenten von Fertilitätsintentionen identifiziert, wobei die Einstellung durch Folgenabschätzung und Bewertung geprägt wird. In einer Anwendungsstudie kommen Loken und Fishbein (1980) sogar zu dem Schluss, dass Normen und Einstellungen die Intention, innerhalb von drei Jahren ein Kind zu bekommen, so gut vorhersagen, dass berufliche Variablen keinen zusätzlichen Erklärungswert beinhalten.

Die TPB (vgl. auch 2.1) erweitert Fishbeins Ansatz um die subjektiv wahrgenommene Verhaltenskontrolle, das heißt, die Intention wird typischerweise nur dann generiert und auch nur dann in die Tat umgesetzt, wenn der Akteur überzeugt ist, in der Lage zu sein, die Handlung tatsächlich in der intendierten Weise ausführen zu können. Insgesamt ergeben sich somit drei zentrale Einflussfaktoren für Verhaltensintentionen und für Verhalten: erstens die Einstellungen des Akteurs gegenüber der Handlungsoption („Behavioral Attitude“), zweitens die vom Akteur subjektiv wahrgenommenen sozialen Normen („Subjective Norms“) und drittens seine subjektiv wahrgenommene Verhaltenskontrolle („Perceived Behavioral Control“).

Die TPB lässt sich auch auf die Erklärung von Fertilitätsintentionen und generativem Verhalten anwenden (z. B. Gillmore et al. 2002). Ajzen (2011) verteidigt diesen Anwendungsfall explizit gegenüber Kritik. Ajzen und Klobas (2013) fassen Befunde der Fertilitätsforschung auf Basis der TPB zusammen und spezifizieren die Theorie in dieser Hinsicht. Dabei kommen zahlreiche konkrete Indikatoren in Frage, um die dargestellten theoretischen Einflussfaktoren zu operationalisieren: Als „Behavioral Attitude“ kann beispielsweise die Vermutung gelten, dass für einen selbst erfüllend wäre, ein Kind zu haben (Ajzen/Klobas 2013: 210); als „subjective Norm“ gilt unter anderem die Vermutung, dass die eigenen Eltern eine Familiengründung von einem erwarten (ebd.: 211).

Die subjektiv wahrgenommene Verhaltenskontrolle kann beispielsweise dadurch eingeschränkt sein, dass geeigneter Wohnraum oder eine als notwendig erachtete Kinderbetreuung fehlt (ebd.: 212). Entscheidend ist jeweils, dass jeder Einflussfaktor ein Produkt ist aus der Bewertung einer bestimmten Verhaltensfolge und der subjektiv eingeschätzten Wahrscheinlichkeit ihres Eintretens, aus der Wahrnehmung einer normativen Verhaltenserwartung und dem Willen, den Erwartungen der betreffenden Person zu entsprechen, oder aus der Einschätzung einer Restriktion und der Wahrscheinlichkeit ihrer Existenz.

Ein elaborierter psychologischer Ansatz wurde von Miller (1986, 1992) sowie Miller et al. (2004) entwickelt, bei dem der Entscheidungsprozess zum generativen Verhalten in mehrere Sequenzen zerlegt wird. Miller differenziert zwischen „Personality Traits" (Persönlichkeitseigenschaften), Wünschen (Desires), Intentionen und instrumentellem Verhalten. Die bereits Mitte der 1980er Jahre vorgenommene Differenzierung zwischen (Kinder-)Wünschen und Intentionen (Miller 1986: 580), die sich bezüglich ihrer unterschiedlichen Konkretisierung und ihres Zeithorizontes unterscheiden, ist für die Kinderwunschforschung zentral (vgl. Philipov/Bernardi 2011). Die Persönlichkeitseigenschaften (Miller 1992) prägen demnach zusammen mit den psycho-sozialen Erfahrungen im Lebenslauf die Motivation, die sich in der nächsten Sequenz in Wünschen und später in konkreten Intentionen manifestiert. Wünsche und Intentionen beziehen sich sowohl auf die Kinderzahl als auf das Timing von Geburten. Im Unterschied zu Wünschen und Intentionen fasst Miller die Traits als stabil auf und sieht auch eine erbliche, also biologische Komponente in diesen Traits bezüglich der individuellen Motivation, Kinder zu kriegen (ebd.: 281). Bezüglich freiwilliger Kinderlosigkeit stellt er die These auf, dass sie häufig in Erfahrungen des frühen Familienlebens ihren Ursprung hat (ebd.: 283).

Besondere Stärken haben sozialpsychologische Theorien bei der Analyse der Paarinteraktion, die in vielen Studien ausgeklammert wird. Die Paarinteraktion ist nicht nur vor der Empfängnis, sondern auch während der Schwangerschaft bei der Entscheidung zwischen Abtreibung und Austragen des Kindes bedeutsam – aber auch nach der Geburt eines Kindes, da dies die Entscheidung für oder gegen ein weiteres Kind beeinflusst (Hass 1974). Hass betont auch das Vorhandensein von ambivalenten und konflikthaften Schwangerschaften und identifiziert mit Beziehungsstatus, Rollen, Bildungsstand, Altersunterschieden, Autoritätsgefälle und Übereinstimmungsgrad zentrale Determinanten der Paarentscheidung. Beckman hat Elemente der sozialen Austauschtheorie auf die Fertilitätsentscheidung von Paaren übertragen (Beckman 1979a, 1979b). Dabei wird u. a. die unterschiedliche Einflussstärke – insbesondere bei der Verhütungsfrage – thematisiert, wobei die Entscheidung vom einflussstärkeren Partner dominiert wird, sofern die Fertilitätspräferenzen unterschiedlich sind. Sie verweist darauf, dass bei ovulationshemmenden Kontrazeptiva die Frau (bzw. bei Kondomen der Mann) die Sicherheit der Anwendung steuern und den Willen des Partners ggf. untergraben kann. Sie identifiziert sechs Einflussarten: Belohnung, Zwang, Expertise, Informationen, Legitimität und den sozialen Vergleich mit anderen Paaren. Der im deutschsprachigen Raum einflussreiche Ansatz der Rosenstiel-Gruppe (Rosenstiel et al. 1986) betont, dass die Paarentscheidung nicht als additive Verknüpfung individueller Entscheidungen interpretiert werden darf.

Miller et al. (2004) haben ihren vierstufigen Ansatz von Traits, Wünschen, Intentionen und Verhalten auf die Paarebene übertragen. Während auf allen Stufen bzw. bei den Übergängen die Paarinteraktion spezifische Herausforderungen aufweist, ist der Übergang zwischen Wünschen und Intentionen der elementare Punkt der Paarinteraktion. Miller et al. differenzieren zwischen eigenen Wünschen und den wahrgenommenen Wünschen des Partners – letzterer ist häufig eine Quelle von Verzerrungen. Der Ansatz strukturiert die Beeinflussung anhand unterschiedlicher Wirkmechanismen zwischen den eigenen Wünschen, den erwarteten Wünschen des Partners und den eigenen Intentionen, wobei u. a. die eigenen Wünsche auf die des Partners attribuiert werden (Miller et al. 2004: 195). Der Ansatz ermöglicht eine Operationalisierung unterschiedlicher

Komponenten der Paarinteraktion und zeigt die Mechanismen, wie sich die Wünsche beider Partner im Zeitverlauf aneinander anpassen – eine realistischere Perspektive im Vergleich zur Vorstellung rationaler nutenmaximierender Aushandlungsprozesse.

2.10 Familienpolitik und Institutionen

Familienpolitische Ansätze versuchen, länderspezifische Unterschiede im Fertilitätsniveau mit unterschiedlichen politischen und institutionellen Rahmenbedingungen zu erklären. Die These der familienpolitischen Wirkung baut u. a. auf Thesen der Frauenemanzipation und Individualisierungsansätzen auf. Einige Ansätze haben gemeinsam, dass sie die unterschiedlich adäquate politische Anpassung in den Industrieländern an die SDT betonen (Bujard 2011, Esping-Andersen 2009, Kaufmann 1990, McDonald 2000).

Die Gender-Equity-Theorie (McDonald 2000, 2002) besagt, dass Inkongruenzen der Gender-Systeme zu niedriger Fertilität führen. Auf Makroebene nennt er die Inkongruenz zwischen individuell-orientierten und familien-orientierten Institutionen und auf Mikroebene die zwischen emanzipierten Frauen und traditionell orientierten Männern. Ähnlich argumentieren Chesnais (1996) und Mason (2001). Mason verweist auf traditionelle Gender-Systeme, die in der posttransitionellen Phase in Richtung niedriger Fertilität wirken. Chesnais differenziert zwischen Nationen der Familie (u. a. Südeuropa) und Nationen der Individuen (u. a. Skandinavien), ähnlich Esping-Andersens (2009) Dichotomie Familiarismus und Defamiliarismus.

Die Diffusions-Akkommodations-Theorie (Bujard 2011) versucht eine kombinierte Erklärung für den Geburtenrückgang (in den 1960er-1980er Jahren) und die *internationalen Fertilitätsunterschiede* (ab den 1990er Jahren) zu finden. Für beide Phänomene gibt es in der Literatur unterschiedliche Diskurse. Der Diffusions-Akkommodations-Theorie nach hatte der Geburtenrückgang mit Frauenemanzipation und ökonomischer Modernisierung grundsätzliche Voraussetzungen, während das plötzliche Einsetzen mit neuen Verhütungstechnologien erklärt wird. Mit gleichzeitigen kulturellen Liberalisierungen hat dies Veränderungsdynamiken bewirkt und zu neuen Familien- und Fertilitätsmustern geführt. Die Entwicklung ist seitdem in alle Industrieländer diffundiert. Die internationalen Fertilitätsunterschiede seit den 1990er Jahren sind demnach von der unterschiedlich gelungenen Akkommodation (oder Anpassung) an diese Veränderungen geprägt. Diejenigen Länder haben seitdem höhere Fertilitätsniveaus, in denen die Familienpolitik durch Kinderbetreuung die Vereinbarkeit erleichtert, der Arbeitsmarkt für Mütter attraktiv ist und kulturell das Zweiverdienermodell nicht sanktioniert wird. Wo die Vereinbarkeit erschwert wird, sind die Geburtenraten niedrig. Insofern stellt die Theorie eine Verbindung zwischen dem Geburtenrückgang der 1960er Jahre und der heutigen Fertilitätsentwicklung her.

Kaufmann (1990, 2005) sieht in der Transferausbeutung von Familien im Sozialstaat eine Ursache des Geburtenrückgangs, neben Frauenemanzipation, modernen Verhütungsmitteln, kulturellen Liberalisierungen und Wertewandel. Dabei sind für ihn „institutionelle Veränderungen, welche die Vorteils- und Nachteilsbalance des Kinderhabens“ beeinflussen, zentral (Kaufmann 1990: 78). Er identifiziert eine „strukturelle Rücksichtslosigkeit gegenüber Familien“, die nicht mit Kinderfeindlichkeit gleichzusetzen ist. Vielmehr haben Kinderlose auf dem Arbeitsmarkt (siehe 2.3) und im Sozialsystem erhebliche Vorteile gegenüber Eltern. Kaufmanns Analyse identifiziert mehrere familienrelevante Politikfelder, deren Ausgestaltung die Belange von Familien unzureichend berücksichtigt, wie die Steuerpolitik, das Rentensystem, das Familienrecht und den sozialen Wohnungsbau. Dazu kritisiert er die Halbtagsangebote von Kindergärten und Schulen, die der Vereinbarkeit von Beruf und Familie gerade für Frauen zuwiderlaufen.

3 Analyserahmen zum generativen Verhalten im Lebensverlauf

Nach dem Überblick über gängige theoretische Ansätze zur Erklärung von Fertilität im vorangegangenen Kapitel sollen nun, darauf aufbauend, die wichtigsten Determinanten generativen Verhaltens zusammengefasst und zu einem eigenen Analyserahmen zusammengestellt werden.

3.1 Der Analyserahmen

Beim generativen Verhalten handelt es sich um ein hochgradig komplexes Phänomen. Zu einem bestimmten Anteil bzw. bis zu einem gewissen Grad handelt es sich dabei um die Umsetzung bewusster generativer Entscheidungen, wobei diese typischerweise auf Paarebene getroffen werden und nicht einvernehmlich sein müssen. Bereits der Prozess der Entscheidungsfindung auf Paarebene[1] gestaltet sich also unter Umständen sehr komplex: Individuelle Standpunkte müssen zu einer gemeinsamen Familienplanung zusammengeführt werden. Diese sind oft, bereits für sich genommen, von Unsicherheiten und Ambivalenzen geprägt und verändern sich im Zeitverlauf. Die Argumente, die ausgetauscht werden, können auf unterschiedlichen Ebenen liegen, die sich schwer gegeneinander abwägen lassen. Wahrscheinlich bestehen sie zu einem großen Teil nicht in objektiven Gewissheiten (etwa: „Ein Kind kostet Geld“), sondern in Mutmaßungen („Wir werden überfordert sein“) und in subjektiven emotionalen Empfindungen, über die sich nicht streiten lässt („Ich will Kinder!“). Gleichwohl sind beide Partner von der Familienplanung in hohem Maße betroffen, so dass unter Umständen starke Interessen aufeinandertreffen. Diese werden von Partnern mit unterschiedlich starken Machtpositionen und rhetorischen Fähigkeiten im Zuge unterschiedlicher Argumentationsstrategien vorgetragen. Möglich ist auch, dass Argumente aus strategischen Gründen unerwähnt bleiben bzw. dass Scheinargumente vorgeschoben werden oder dass das Thema Familienplanung aus Angst vor Konflikten oder Enttäuschungen gänzlich vermieden wird. Im günstigsten Fall gelingt es dem Paar, einen Konsens herzustellen; im ungünstigsten Fall wird ein Partner vom anderen gegen seinen Willen vor vollendete Tatsachen gestellt, so dass faktisch keine Paar-, sondern eine individuelle Entscheidung getroffen wird.

Zu einem bestimmten Anteil bzw. bis zu einem gewissen Grad handelt es sich bei generativem Verhalten auch um unintendierte, möglicherweise von beiden Partnern ungewollte Entwicklungen: Sei es, dass es zu einer ungeplanten Schwangerschaft kommt und man gleichwohl keine Abtreibung vornimmt; sei es, dass eine Schwangerschaft trotz vorhandenem (einvernehmlichem) Kinderwunsch ausbleibt oder in einer Fehlgeburt endet. Die Unsicherheiten und Ambivalenzen, die sich verändernden Standpunkte und Non-Attitudes lassen häufig die Grenze zwischen bewusster Entscheidung und schicksalhaftem Ereignis – auch aus Sicht der Beteiligten – verschwimmen. So ist eine mehr oder minder bewusste Inkaufnahme einer Schwangerschaft durch ungeschützten Geschlechtsverkehr ebenso vorstellbar wie Widersprüche und Inkonsistenzen in Bezug auf Sexualverhalten und Verhütung.

Es ist anzunehmen, dass generatives Verhalten weniger stark von äußeren Faktoren beeinflusst ist und sich weniger gut statistisch erklären lässt, wenn es sich um „affektive und unreflektiert normorientierte Handlungen“ handelt, denen keine Entscheidungen vorausgehen (Burkart 1994: 86), oder wenn es sich um eine inkonsequente Umsetzung von Entscheidungen handelt. Inwieweit dies zutrifft, bleibt der empirischen Überprüfung überlassen. Die im Folgenden aufgeführten theoretisch erwarteten Einflussfaktoren setzen überwiegend generative Entscheidungen voraus. Sie beeinflussen einander wechselseitig und lassen sich fünf Analyseebenen zuordnen:

[1] Der Ansatz konzentriert sich auf heterosexuelle Partnerschaften (Frau/Mann), andere Konstellationen werden weitestgehend ausgeklammert.

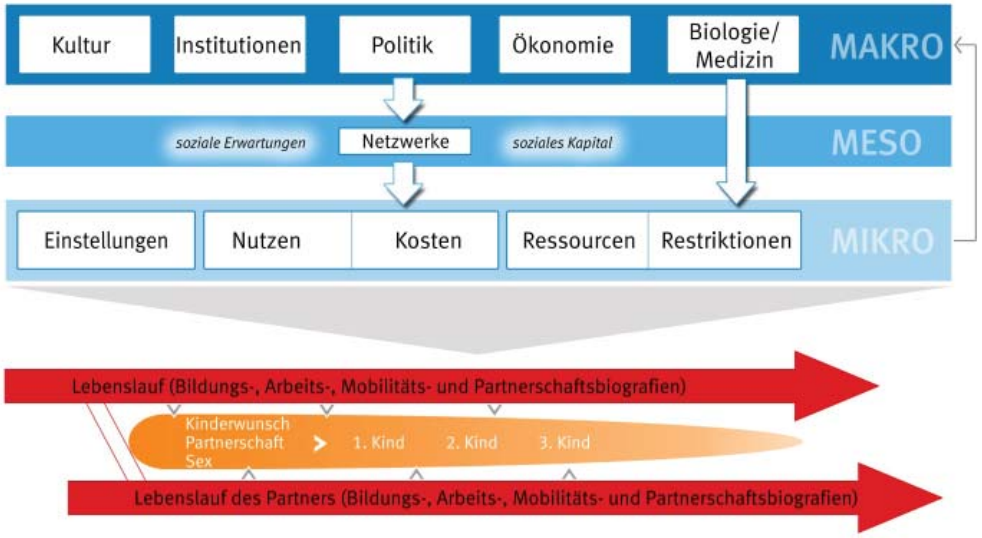
1. Auf der Makro-Ebene setzen strukturelle Faktoren wie Kultur, Institutionen, Politik, Ökonomie und Medizin Rahmenbedingungen für generative Entscheidungen. Beispiele für Kultur sind soziale Wertschätzung, Stigmatisierung oder die Akzeptanz von Kinderreichtum und Kinderlosigkeit. Beispiele für Institutionen sind das Schul- oder Steuersystem; Beispiele für Politik das Angebot an Kinderbetreuung oder die gesetzliche Regelung der Elternzeit. Für den Bereich Ökonomie lassen sich Arbeitslosenquote oder Sozialprodukt als Beispiele anführen und für medizinische Rahmenbedingungen Techniken der Reproduktionsmedizin.
2. Auf der Meso-Ebene beeinflussen Menschen im sozialen Nahumfeld die Entscheidung: Sie prägen die Vorstellungen einer normalen oder richtigen Familienbiografie durch milieuspezifische Sozialisation und soziale Normen. Sie artikulieren konkrete Erwartungen an die eigene Familienplanung und signalisieren durch ihre Reaktionen Zustimmung oder Ablehnung. Und sie bieten potenziell Unterstützung im Sinne eines sozialen Kapitals. Maßgeblich sind dabei vor allem soziale Milieus, in denen sich Menschen bewegen, Peers, Eltern und andere Personen, die einem nahestehen, sowie soziale Netzwerke als potenzielle Unterstützungs-Ressource.
3. Auf der individuellen Ebene prägen einerseits persönliche Leitbilder und Einstellungen zum Leben mit Kindern die generative Entscheidung und zum anderen bewusste Reflexionen dessen, was auch rational betrachtet erstrebenswert und zudem realisierbar erscheint. Dabei spielen sowohl subjektiv empfundene Nutzen und Kosten eine Rolle als auch Restriktionen sowie ökonomische, soziale und umfeldspezifische Ressourcen.

Neben den unterschiedlichen Einflussfaktoren auf drei Ebenen muss bei der Erklärung berücksichtigt werden, dass die generative Entscheidung hinsichtlich zweier weiterer Dimensionen dynamisch ist:

4. Die Entscheidung für Kinder findet nicht zu einem Zeitpunkt statt, sondern als ein Prozess im Lebenslauf. Pläne entwickeln sich; Pfadabhängigkeiten entstehen. Die Familien- bzw. Elternschaftsbiografie wird von beiden Partnern mit ihrer jeweiligen Bildungs-, Arbeits-, Mobilitäts- und Partnerschaftsbiografie in Einklang gebracht. Hier geht es also nicht nur um das „ob“, sondern ggf. auch um das „wann“, wobei sich letztere Frage unter Umständen zu einer Frage des „ob“ zurückwandeln kann.
5. Die Entscheidung wird in der Regel auf Paarebene, also von zwei Partnern getroffen. Der generative Entscheidungsprozess läuft also doppelt ab und muss abgestimmt und im Lebensverlauf synchronisiert werden.

In Abbildung 1 ist der Analyserahmen dargestellt. Auf Seiten der abhängigen Variablen (orange) ist zwischen dem Konkretisierungsgrad der generativen Entscheidung und den einzelnen Paritäten zu differenzieren. Der Konkretisierungsgrad liegt zwischen einem latenten, zeitlich unkonkreten Kinderwunsch, der konkreten Intension und der Realisierung. Dieser Prozess findet für den Übergang zum ersten Kind statt (im Stadium der Kinderlosigkeit, die ggf. zur dauerhaften Kinderlosigkeit werden kann) und wiederholt sich bei der Entscheidung für ein zweites Kind und der für ein drittes oder weiteres Kind (wodurch Kinderreichtum entsteht). Erfahrungen mit Kindern können den weiteren Kinderwunsch verändern, sowohl verstärken als auch mindern.

Abb. 1: Framework zur generativen Entscheidung im Lebensverlauf



Quelle: Eigene Darstellung

Im Folgenden werden die fünf Analyseebenen detaillierter dargestellt:

3.2 Makroebene

Makrofaktoren, die die Fertilität beeinflussen, haben wir in fünf Gruppen eingeteilt: Kultur, Institutionen, Politik, Ökonomie und Medizin. Diese interagieren wechselseitig. Außerdem haben sie Einfluss auf die Meso- und Mikroebene und v. a. direkt auf die individuelle Entscheidung.

Mit **Kultur** meinen wir ein System aus sozial konstruierten, kollektiv geteilten Vorstellungen der Realität (z. B. der „Mythos der Mutterliebe“) und deren normative Bewertungen (z. B. die Akzeptanz komplementärer Mutter- und Vaterrollen). Eine gemeinsame Kultur wird zunächst von (nationalen) Gesellschaften geteilt, so dass sich Länder durch jeweils bestimmte weit verbreitete kulturelle Vorstellungen charakterisieren lassen: beispielsweise eine hohe oder niedrige Erwerbsneigung von Frauen oder die Bewertung von Kinderreichtum als Prestige oder als Stigma. Dadurch sind kulturelle Einflüsse in der Lage, Erklärungen für Unterschiede im generativen Verhalten im Ländervergleich zu liefern. Kulturen (oder Subkulturen) lassen sich aber beispielsweise auch an transnationalen Sprachräumen, an sozialen Milieus, Regionen oder Generationen festmachen. Kulturelle Vorstellungen manifestieren sich beispielsweise in sozialen Werten, sozialen Normen, in Frame-Skript-Verknüpfungen, in kulturellen Leitbildern und in öffentlicher Meinung. Diese unterscheiden sich unter anderem im Hinblick auf ihre Wirkungsweise (vgl. auch Abschnitt 3.1): Kultur kann zum einen in sozialen Normen bestehen, deren Einhaltung durch Mechanismen der sozialen Kontrolle gewährleistet wird. Daneben kann sich Kultur auf dem Weg der Sozialisation in den Überzeugungen von Individuen niederschlagen und dadurch handlungsrelevant werden. Eine Variation des Handelns aus eigener Überzeugung ist das unbewusste Handeln in Routinen. Statt einer verinnerlichten Überzeugung entsprechend bewusst zu handeln, orientiert sich der Akteur dabei, ohne dies zu reflektieren oder sich dazu normativ zu positionieren, an einer für selbstverständlich erachteten Wirklichkeitskonstruktion (einem „Frame“) oder bedient sich einer erlernten automatisierten Verhaltensweise (eines „Skripts“).

Institutionen werden hier als Komplexe aus gesellschaftlichen und politischen Normen und Regeln definiert, die Handlungsmuster strukturieren. Zu diesen Rahmenbedingungen gehören Verfassung und Wirtschaftssystem, aber auch informelle Koordinationsmuster und historisch geprägte Erfahrungen. Institutionen bilden Voraussetzungen für

Politik und Wirtschaft, zudem gibt es Schnittstellen mit der Kultur. Ein Beispiel für Letzteres ist die gesellschaftliche Verankerung von Gleichstellung. Institutionen prägen den politischen Spielraum bspw. im Bildungsföderalismus und dem Halbtagsschulsystem, das von einer Vielfalt von nachmittägigen Vereinsaktivitäten kombiniert ist. Ein Beispiel für die Prägung von Wirtschaft durch Institutionen ist der Aushandlungsmodus zwischen Sozialpartnern, der bei Vereinbarkeitslösungen eine Rolle spielt, aber auch der öffentliche Beschäftigungssektor.

Die politischen Maßnahmen, die für die Entscheidung für Kinder relevant sind, werden wir im Folgenden auch als **„Familienpolitik"** adressieren. Diese sind jedoch enorm vielfältig und gehen weit über das Familienressort und das alltagssprachliche Verständnis von „Familienpolitik" hinaus. Dazu zählen finanzielle Transfers und Steuererleichterungen, Infrastruktur für Familien (soweit sie durch die öffentliche Hand finanziert ist), zeitbezogene Maßnahmen und Gleichstellungspolitik. In Deutschland sind für explizite familienpolitische Leistungen sieben Ministerien zuständig (BMFSFJ 2012).

Der Makrofaktor **Ökonomie** ist vielschichtig. Zum Ersten umfasst er den ökonomischen Modernisierungsgrad eines Landes und die Relation der Wirtschaftssektoren (Agrarwirtschaft, Industrie, Dienstleistungen und Informationsverarbeitung). Indikatoren sind insbesondere das BIP per Capita sowie die Industrie-, Landwirtschafts- und Dienstleistungsquoten. Zweitens beinhaltet Ökonomie die Organisationsformen von Erwerbsarbeit, Verfügbarkeit von Arbeitsplätzen, Organisationsformen von Erwerbsarbeit, den Lohnabstand zwischen Frauen und Männern, das Kündigungsschutzregime sowie die Verbreitung betrieblicher Möglichkeiten zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Dazu kommen Wirtschaftsindikatoren wie Rezession und Wachstum. Zwischen Politik und Wirtschaft gibt es mehrere erhebliche Interaktionen. Beispielsweise ist die Teilzeitarbeitsquote durch den politischen Rechtsanspruch ebenso geprägt wie durch die ökonomischen Realitäten des Arbeitsmarkts.

In Interaktion mit den biologischen Determinanten der Familiengründung und -erweiterung wird auch die **Medizin** als Einflussfaktor relevant. Neben Verhütungsmitteln und Technologien der Abtreibung spielt die assistierte Reproduktionstechnik (ART) eine zunehmend wichtige Rolle. Generell vermag sie es bis zu einem gewissen Grade, Geburten zu ermöglichen, die ohne medizinische Unterstützung nicht hätten stattfinden können. Dieser Einfluss ist für unterschiedliche Teile der Bevölkerung unterschiedlich bedeutsam. Besonders relevant wird er in einem fortgeschrittenen Alter, in dem die biologische Zeugungs- bzw. Empfängnisfähigkeit tendenziell abnimmt. Somit wird der Einfluss der Reproduktionsmedizin auch auf gesellschaftlicher Ebene in dem Maße bedeutsamer, in dem die Familienplanung und -gründung im Lebenslauf nach hinten verschoben wird. Dies betrifft in besonderer Weise Menschen mit einer akademischen Ausbildung, die die ökonomisch unabhängige Lebensphase, in der eine Familiengründung opportun erscheint, später erreichen. Dies betrifft außerdem in besonderer Weise Frauen, bei denen mit spätestens Mitte 40 eine biologische Grenze für Geburten erreicht ist. Allerdings ist eine reproduktionsmedizinische Unterstützung auch mit erheblichen Kosten verbunden und steht daher vor allem höheren sozialen Schichten zur Verfügung.

3.3 Mesoebene

Soziale Netzwerke umfassen alle Menschen, zu denen ein Akteur eine soziale Beziehung unterhält. Dazu gehören insbesondere Eltern, Geschwister, andere Verwandte, Peers, Kollegen und Nachbarn. Diese sind auf mindestens zwei Arten handlungsrelevant. Zum einen transportieren sie gesellschaftliche und milieuspezifische soziale Normen (vgl. „Kultur"). Sie richten entsprechende soziale Erwartungen an den Akteur und übernehmen einen großen Teil der sozialen Kontrolle: Neben der polizeilichen Verfolgung von Straftaten und Interventionen durch das Jugendamt (bei Verletzung von Muss-Erwar-

tungen) sind es in erster Linie soziale Anerkennung und Ausgrenzung durch das nähere soziale Umfeld, die als positive und negative Sanktionen gewährleisten, dass sich Menschen normkonform verhalten (und beispielsweise respektvoll mit ihrem Partner umgehen). Bezüglich der eigenen Fertilität existieren Erwartungen von Eltern, Freunden und weiteren Verwandten, die einen Effekt auf die Intensionen haben, in den nächsten Jahren ein Kind zu bekommen (Balbo/Mills 2011). Auch das Verhalten der nahe stehenden Menschen kommuniziert die (vermeintliche) Erwartung, es ihnen gleichzutun, oder hat zumindest Vorbildfunktion. So kann es beispielsweise bei Familiengründungen im Freundeskreis „Ansteckungseffekte“ geben (Balbo/Barban 2014). Das soziale Netzwerk transportiert die gesellschaftlich definierten Normen nicht bloß; es filtert und interpretiert sie. Je nachdem, aus welchem sozialen Milieu, welcher Generation etc. sie sich rekrutieren, können die einem nahe stehenden Personen unterschiedliche soziale Erwartungen an den Akteur richten, so dass ihr Einfluss auf das Verhalten des Akteurs durch die Kultur der Gesellschaft nicht determiniert ist.

Zum Zweiten sind soziale Netzwerke handlungsrelevant, weil sie eine Ressource darstellen: soziales Kapital. Verwandte und Freunde können bei der Betreuung von Kindern einspringen. Somit können sie fehlende zeitliche oder finanzielle Mittel oder eine fehlende Kinderbetreuungsinfrastruktur kompensieren (Balbo/Mills 2011; vgl. Hank et al. 2004). Weiter stehen sie mit moralischer und emotionaler Unterstützung zur Seite und helfen dabei, Probleme psychisch zu verarbeiten. Vor allem von Seiten der eigenen Eltern erhalten junge Erwachsene auch monetäre Transferleistungen (etwa wenn es um die Finanzierung einer für eine Familie hinreichend großen Wohnung geht).

3.4 Mikroebene

Die generative Entscheidung wird auf der Mikroebene von Einstellungen und den Einschätzungen der Ressourcen geprägt. Die individuelle Entscheidung für Kinder und die Abwägung einer gewünschten Kinderzahl kann als rationale Wahlhandlung im Sinne gebundener Rationalität analysiert werden. Kinder haben demnach Nutzendimensionen und Kostendimensionen. Allerdings ist der Abwägungsprozess selten explizit, sondern häufig implizit bzw. an Normen orientiert.

So wie es kollektiv geteilte Vorstellungen der Realität und deren normativer Bewertungen gibt, gibt es auch individuell spezifische Deutungen der Wirklichkeit, persönliche Leitbilder sowie subjektive normative Überzeugungen, die das Verhalten noch unmittelbarer beeinflussen, indem der Akteur seinen eigenen Überzeugungen folgt. Wir fassen diese hier, etwas verkürzt, mit dem Begriff der ***Einstellungen*** zusammen. Diese sind durch die Kultur der Makro-Gesellschaft, eigene Persönlichkeitsmerkmale sowie die spezifischer sozialer Milieus auf dem Weg der Sozialisation geprägt – und prägen diese gleichzeitig umgekehrt durch die Teilhabe des Individuums an öffentlichen Diskursen und sozialen Interaktionen. Ähnlich wie die Erwartungen des sozialen Umfeldes sind auch die subjektiven Einstellungen eines Individuums somit nicht durch die Kultur der Makro-Gesellschaft determiniert, sondern lediglich von ihr beeinflusst. Das Handeln aus eigenen Überzeugungen kann dabei auch mit den sozialen Erwartungen des Nahumfeldes in Konflikt geraten.

In dem Maße, in dem Individuen und Paare bewusst darüber reflektieren, was in ihrer persönlichen Situation für und gegen (weitere) Kinder spricht, werden insbesondere die aus ihrer Sicht wahrgenommenen **Kosten und Nutzen** eines (weiteren) Kindes relevant. Die Nutzendimensionen von Kindern, die auch als „Value of Children“ (Hoffman/Hoffman 1973; ausführlich siehe Abschnitt 2.8) adressiert werden, sind vielfältig. Nutzendimensionen von Kindern in den spätmodernen Gesellschaften Europas, Nordamerikas und Ostasiens zu Beginn des 21. Jahrhunderts umfassen die Erweiterung des Selbst, Unsterblichkeit, familiäre Bindungen, Liebe, Zuneigung, Stimulation und Freude, Ausdruck von Leistung und Kompetenz und emotionale Alterssicherung. Die Nützlichkeit

der Differenzierung zwischen der Entscheidung für das erste Kind und der für weitere Kinder (und ggf. für Kinderreichtum) wird hier deutlich: Die meisten Nutzendimensionen erreicht man heute mit dem ersten Kind, bei Mehrkindfamilien verbessert sich nur die Hälfte der Nutzendimensionen.

Die Kosten, die Kinder verursachen, lassen sich in direkte und in indirekte Kosten differenzieren. Direkte Kosten sind solche für Wohnraum, Nahrung, Kleidung, Spielzeug, Bildung etc. Diese Kosten hängen von den individuellen Konsum- und Förderungsansprüchen ab. Sie fallen in der Regel mindestens bis zum 18. Geburtstag eines Kindes an, oft bis zum 25. Geburtstag, oder sie münden in dauerhafte intergenerationale Transfers, die weit über den Auszug des Kindes aus dem eigenen Haushalt hinaus geleistet werden.

Indirekte Kosten sind vor allem monetäre und zeitliche Opportunitätskosten, also der Verzicht auf alternative Lebensoptionen in Freizeit und beruflicher Karriere sowie auf Einkommen, das beispielsweise mit einem höheren Erwerbsumfang erzielt werden könnte. Die Opportunitätskosten sind umso größer, je höher der Bildungsabschluss ist, je länger die berufliche Auszeit andauert und je stärker berufliche Auszeiten in Form von Einkommensverlusten sanktioniert werden. (Dabei können zum Beispiel kostengünstige externe Betreuungsmöglichkeiten die Länge einer Auszeit aufgrund einer Geburt erheblich reduzieren.) Die zeitlichen Opportunitätskosten sind vielschichtig: Elternschaft reduziert langfristig biografische Optionen in Hinblick auf Karriere, Mobilität und neue Partnerschaften. Kurzfristig bleibt weniger Zeit für Hobbies, Freizeitaktivitäten, die Pflege von Freundschaften, Reisen und die (vorherige Art der) Partnerschaft selbst. Neben der gebundenen Zeit wird außerdem die Freiheit und Flexibilität bei Entscheidungen reduziert. Je nach Geschlecht und Aufteilung von Haushalts- und Fürsorgearbeit fallen beide Arten von Opportunitätskosten unterschiedlich aus.

Ungeachtet der Kosten-Nutzen-Bilanz bedeutet ein Kind stets, dass **Ressourcen** aufgebracht werden müssen, denn der Nutzen, den ein Kind in den Augen (potenzieller) Eltern hat, ist in der Regel anderer Natur als die Kosten und kompensiert diese bestenfalls im Sinne eines äquivalenten Gewinns. So muss beispielsweise Zeit und Geld investiert werden, um Stimulation und Freude zu erhalten; und selbst wenn die gewonnene Freude die Kosten überwiegt, muss ein Paar dennoch in der Lage sein, ein gewisses Pensum an Zeit und Geld aufzubringen, um sich einen Kinderwunsch zu erfüllen. Es stellt sich die Frage, ob die verfügbaren Ressourcen ausreichen, um sich darüber hinaus ein Kind „leisten" zu können. Diese Abwägung kann sich sowohl auf das Bezahlen der Stromrechnung oder von Lebensmitteln beziehen, aber auch auf bestimmte Ansprüche an den Lebensstandard – bspw. dass Paare sich einen Auslandsurlaub im Jahr, ein Auto und eine Wohnung mit einem Zimmer für jedes Familienmitglied leisten wollen. Ressourcen können unterschiedlicher Art sein:

- Finanzielle Ressourcen sind insbesondere das verfügbare Einkommen sowie Ersparnisse.
- Zeitliche Ressourcen beziehen sich auf die disponible Zeit (z. B. neben der Erwerbsarbeit).
- Soziales Kapital meint den Umfang der potenziell abrufbaren Unterstützungsleistungen durch Eltern, Freunde oder andere einem nahe stehende Personen (vgl. Meso-Ebene: „soziale Netzwerke").
- Körperliche Konstitution meint die körperlich-medizinischen Voraussetzungen, die eine Geburt und Elternschaft voraussetzen (z. B. Gesundheit, Zeugungs- bzw. Empfängnisfähigkeit).

3.5 Lebensverlaufsperspektive

Die Erklärung von generativem Verhalten – und somit sowohl von Kinderlosigkeit als auch von Mehrkindfamilien – ist in einer Lebensverlaufsperspektive zu denken. Das bedeutet zunächst, dass der zu erklärende Zustand – Kinderlosigkeit bzw. Elternschaft

von einem, zwei oder von mehreren Kindern – von eigenen Entscheidungen sowie von Einflussfaktoren abhängt, die ihm zeitlich vorausgehen und in eine frühere Phase des Lebenslaufes fallen. Neben dem aktuellen Alter der Kinder und der Dauer einer Schwangerschaft kann es auch längere Phasen der Familienplanung und der Vorbereitung einer Geburt gegeben haben, die die zeitliche Diskrepanz bedingen. Die verschiedenen zur Erklärung herangezogenen Faktoren lassen sich teilweise als singuläre Ereignisse denken und methodisch operationalisieren, von denen nicht nur erfasst wird, dass, sondern auch in welchem Alter sie stattgefunden haben (z. B. Erstheirat). Für andere Faktoren, die über längere Zeitspannen wirken und in ihrer Ausprägung variieren können (z. B. Kinderwunsch), ist grundsätzlich der gesamte biografische Zeitraum relevant, der dem Explanandum vorausgeht. In Bezug auf die Erklärung generativen Verhaltens kann jedoch eine Begrenzung des relevanten Zeitraumes (Linkszensierung) vorgenommen werden: mindestens auf die Geschlechtsreife, in begründbarer Weise aber auch auf die Volljährigkeit oder auf ein empirisch zu bestimmendes Mindestalter, in dem eine Familiengründung sozial akzeptiert ist.

Gleichzeitig impliziert die Lebensverlaufsperspektive, dass ein gegenwärtig erfasster Zustand nicht endgültig sein muss, sondern sich im Laufe des späteren Lebens noch verändern kann. Gerade (dauerhafte) Kinderlosigkeit kann in einer frühen Lebensphase nicht festgestellt werden. Auch hier stellt die Erklärung von generativem Verhalten jedoch einen Sonderfall dar, zumal, zumindest für Frauen, auch eine biologisch-medizinisch bedingte obere Altersgrenze für Geburten existiert. Diese markiert die Grenze des biografischen Zeitraumes, der idealerweise zur Erfassung der abhängigen Variable zu betrachten ist (Rechtszensierung). Auch diese kann als Ereignis gedacht und operationalisiert werden – nämlich als Übergang von der Kinderlosigkeit zur Elternschaft bzw. zur Elternschaft eines zweiten oder dritten Kindes.

Die Theorie des Lebenslaufes basiert auf fünf Grundannahmen:

1. Menschen entwickeln sich ein Leben lang (principle of life-span development).
2. Menschen gestalten ihren Lebenslauf durch eigene Handlungen und Entscheidungen, die sie vor dem Hintergrund gegebener begrenzter, sozial und historisch geformter Möglichkeitsspielräume treffen (Principle of Agency).
3. Die Rahmenbedingungen, die den Lebenslauf prägen, sind abhängig von der historischen Zeit und den Orten, in denen ein Individuum lebt (Principle of Time and Place).
4. Entstehungszusammenhänge und Auswirkungen von Ereignissen sind abhängig von dem biografischen Zeitpunkt, zu dem die Ereignisse stattfinden (Principle of Timing).
5. Lebensläufe beeinflussen einander wechselseitig im Rahmen existierender sozialer Beziehungen (Principle of Linked Lives) (vgl. Elder et al. 2003: 11f.).

Neben den oben geschilderten Modellierungen kausaler Zusammenhänge in einer zeitlich-biografischen Abfolge legt die Lebensverlaufsperspektive somit mehrere weitere theoretische Perspektiven nahe: Dazu gehört eine Orientierung am methodologischen Individualismus, eine Verknüpfung von Mikro- und Makro-Ebene, eine Berücksichtigung sozialer Kontexte sowie ein Einbezug der Paarebene.

3.6 Paarebene

Mehr noch als nahezu alle anderen biografischen Ereignisse betreffen Familiengründung und Familienerweiterung ein Paar, Entscheidungen dazu werden typischerweise von beiden Partnern gemeinsam getroffen. Daher kann eine Analyse auf Individualebene generative Entscheidungen nur unzureichend erklären. Der Einbezug des Partners ist erforderlich. Zunächst kann der Partner als ein zweiter Akteur aufgefasst werden, der eigene Einstellungen, Ressourcen etc. mitbringt und die Entscheidung für oder gegen ein

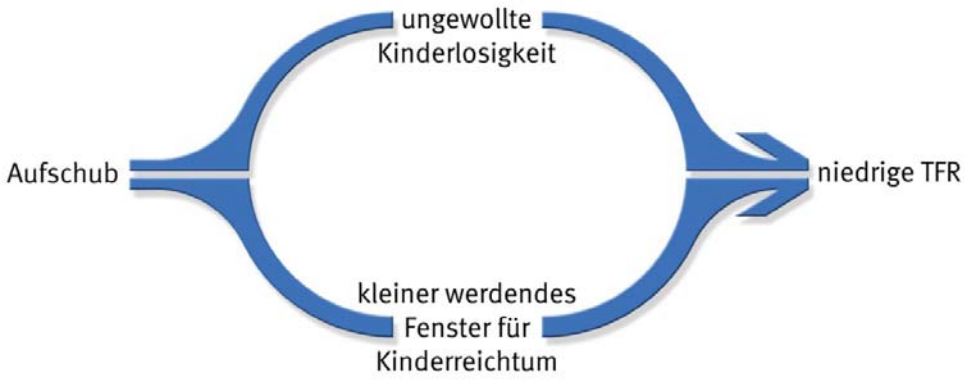
(weiteres) Kind in gleicher Weise mitbestimmt. Die Zahl der zu berücksichtigenden möglichen Einflussfaktoren verdoppelt sich somit. Daher wird eine zweite Lebenslaufdimension einbezogen, die wahrscheinlich um ein paar Jahre versetzt und an unterschiedliche Orte, soziale Kontexte und Erfahrungen geknüpft ist.

Darüber hinaus muss aber auch das Paar als eine soziale Einheit verstanden werden, die mehr ist als die Summe zweier Individuen. Nicht nur die Einstellungen jedes einzelnen Individuums sind von Bedeutung, sondern auch deren Passung. Es genügt nicht, dass zwei Menschen jeweils zu einem bestimmten Zeitpunkt sich ein Kind wünschen; sie müssen dies gleichzeitig tun oder der Wunsch des einen setzt sich durch. Es gilt Ressourcen zu berücksichtigen, die sich keinem der beiden Partner, sondern dem Paar zuordnen lassen. So berechnet sich die disponible Zeit des Paares nicht als Summe der disponiblen Zeit jedes einzelnen Partners, sondern als Schnitt- bzw. Vereinigungsmenge der frei verfügbaren Stunden am Tag. Gemeinsame vorangegangene Entscheidungen oder Praktiken (z. B. in Bezug auf Verhütung) spielen eine Rolle. Zentrale Bedeutung erhält die Aufteilung von Erwerbs-, Haus- und Familienarbeit.

4 Theoretische Grundlage von Kinderlosigkeit

Die meisten Fertilitätstheorien versuchen das generative Verhalten insgesamt zu erklären, die naheliegende abhängige Variable ist die endgültige Kinderzahl bzw. die Kohortenfertilitätsrate (CFR). Einige Theorien sind auch geeignet, das Timing, Spacing und die Paritäten zu erklären. Nur wenige Theorien erheben den Anspruch, speziell die Phänomene Kinderlosigkeit oder Kinderreichtum zu erklären. Allerdings hängt das niedrige Fertilitätsniveau, das viele Industrieländer wie Deutschland prägt, eng mit der gestiegenen (oft ungewollten) Kinderlosigkeit und dem Rückgang höherer Paritäten zusammen. Die niedrige Geburtenrate in Deutschland lässt sich demografisch gesehen zum Teil durch den Rückgang des Kinderreichtums und zum Teil durch die Verbreitung von Kinderlosigkeit erklären. Es bedarf eines Verständnisses des generativen Verhaltens und einer entsprechenden theoretischen Grundlage, um die beiden von der Verteilung her „extremen“ Paritätsvarianten Kinderlosigkeit oder Kinderreichtum zu ergründen. Beides hat spezifische Ursachen, aber auch gemeinsame, da das Phänomen des Geburtenaufschubs (ungewollte) Kinderlosigkeit und die Nicht-Realisierung einer Mehrkindfamilie wahrscheinlicher macht (vgl. Abb. 2).

Abb. 2: Geburtenaufschub, Kinderlosigkeit, Kinderreichtum und TFR



Quelle: Eigene Darstellung

Für das Phänomen Kinderlosigkeit ist der Übergang zum ersten Kind – bzw. sein Ausbleiben – entscheidend. Dafür lassen sich auch mehrere Theorien anwenden, die nicht explizit die Kinderlosigkeit thematisieren. Dies gilt auch für Theorien, die den Geburtenaufschub erklären, da dieser nicht selten durch perpetuierenden Aufschub zu ungewollter Kinderlosigkeit führt. Die theoretische Grundlage zur Kinderlosigkeit, die Aspekte der bestehenden Theorien zum generativen Verhalten neu kombiniert, wird entlang der fünf Ebenen des Analyserahmens aus Kapitel 3 vorgestellt.

4.1 Makroebene

Kultur:

Inwieweit Kinderlosigkeit gesellschaftlich akzeptiert oder stigmatisiert wird, ist eine zentrale kulturelle Frage und hat einen Einfluss auf die Verbreitung von Kinderlosigkeit. Die zunehmende Toleranz gegenüber alternativen Lebensformen in Europa (van de Kaa 1987) hat dazu beigetragen, dass Kinderlosigkeit weniger stigmatisiert wird. Zusammen mit der Emanzipation von Frauen (Beck-Gernsheim 2006) verlor das Kinderhaben den Status eines konstitutiven Elements der Normalbiografie. Es ist davon auszugehen, dass diese Toleranz sowohl eine häufigere gewollte Entscheidung zu lebenslanger Kinderlosigkeit fördert als auch den wiederholten Aufschub eines Kinderwunsches erleichtert.

Neben der Toleranzthese spielt auch der fertilitätsfördernde Einfluss normativer Erwartungen des sozialen Umfeldes eine Rolle. Eine besondere kulturelle Anerkennung von Elternschaft ist in Deutschland und in anderen nordeuropäischen, spätmodernen und protestantisch geprägten Gesellschaften geringer als in katholisch, orthodox oder muslimisch geprägten Gesellschaften in Südeuropa oder in der arabischen Welt. Diese kulturelle Anerkennung kann als ein zusätzlicher Wert von Kindern interpretiert werden, im VOC-Ansatz von Hoffman und Hoffman (1973) wäre dies eine Kombination von religiösen Moralvorstellungen und Prestige im sozialen Vergleich.

Auch ist davon auszugehen, dass die kulturellen Erwartungen an die Elternschaft eine Rolle spielen. In Ländern, in denen die Erwartungen an Eltern besonders hoch sind, könnten sich Eltern diesem Druck durch eine Entscheidung gegen Kinder entziehen. Kulturelle Erwartungen an die Elternschaft sind in Deutschland besonders hoch, wozu das Leitbild der „guten Mutter“, des „guten Vaters“ oder hohe Erziehungserwartungen beitragen (vgl. Diabaté/Lück 2014: 61).

Alle drei kulturellen Thesen lassen sich in Rational Choice-Ansätzen operationalisieren: Erstens reduziert die gestiegene Toleranz gegenüber Kinderlosigkeit die Kosten einer Entscheidung gegen Kinder. Zweitens reduziert die in einigen Ländern nachlassende Anerkennung zumindest eine Nutzendimension von Elternschaft. Drittens erhöhen die hohen Erwartungen die Kosten der Eltern an Zeit und Geld, um diesen gerecht zu werden.

Institutionen:

Institutionen orientieren sich zu einem unterschiedlichen Grad an Gleichstellung. Wenn Lebensvorstellungen, die sich am Zweiverdienermodell orientieren, auf Institutionen treffen, die am Einverdiener-Hausfrauen-Modell ausgerichtet sind, wird die Entscheidung zur Familiengründung erschwert (McDonald 2002). In Deutschland betreffen derartige Institutionen das Steuerrecht, Elemente der Familienpolitik wie das Betreuungsgeld, das Halbtagsschulsystem und den rigiden Arbeitsmarkt, der familienbedingte Unterbrechungen häufig sanktioniert und berufliche Umorientierungen im Lebenslauf erschwert.

Das Familienrecht und das Steuerrecht können dazu beitragen, dass die Erwartungen an die Eltern hoch sind. Die Rechtsprechung hat aber auch einen Einfluss auf die Rechte von Eltern, insbesondere Sorgerecht und Besuchsrecht für Väter. Obwohl der Kinderwunsch bei Männern in Deutschland geringer ist als bei Frauen, sind die Beweggründe der Männer deutlich weniger erforscht. Das Scheidungsrecht könnte hier ein Faktor sein, der die

Familiengründung von Vätern unattraktiver macht, wenn wie in den deutschsprachigen Ländern extensive Ansprüche der Mütter institutionalisiert sind (Ehrhardt/Kohli 2012).

Politik:

Vor dem Hintergrund der gestiegenen Bildung und Berufsaspirationen von Frauen ist für den Übergang zur Elternschaft die Frage der Vereinbarkeit von Beruf und Familie eine Voraussetzung. Wenn eine solche Vereinbarkeit nicht gegeben ist, könnte die Familiengründung zu einer langfristigen Exklusion vom Arbeitsmarkt und zu Einkommensverlusten führen. Daher haben familienpolitische Maßnahmen, die auf die Vereinbarkeit von Beruf und Familie abzielen, tendenziell einen positiven Einfluss auf die Familiengründung und können den Anstieg von Kinderlosigkeit bremsen oder sie sogar reduzieren. Da Einkommen und Karriereambitionen bei Akademikerinnen besonders hoch sind und auch die Kinderlosigkeit in Deutschland mit 30,0 % (Statistisches Bundesamt 2010)[2] deutlich höher als die durchschnittliche liegt, gilt dies insbesondere bei dieser Gruppe.

Für die Vereinbarkeit von Beruf und Familie sind folgende familienpolitische Maßnahmen zentral (Bujard 2011; Luci-Greulich/Thévenon 2013; McDonald 2002):

- Ganztägige Kleinkindbetreuung, ganztägige Kindergartenbetreuung und Ganztagsschulen, wobei eine hohe Qualität bezüglich Betreuungsschlüssel, Qualifikation des Personals und Bildungskonzept für die gesellschaftliche und elterliche Akzeptanz von institutioneller Kleinkindbetreuung und Ganztagsschulen essentiell ist.
- Elternzeit und Elterngeld, da sie den temporären Berufsausstieg inklusive der Berufsrückkehr normen und die Opportunitätskosten reduzieren. Letzteres ist insbesondere bei Akademikern relevant.
- Rechtsanspruch auf Teilzeitarbeit und auf eine Rückkehr zu einer höheren Wochenarbeitszeit: Die Politik kann die Vereinbarkeit auf dem Arbeitsmarkt dadurch zwar beeinflussen, jedoch nur begrenzt, da die zentralen Stellschrauben bei den Sozialpartnern und den Betrieben vor Ort liegen.

Ökonomie:

Die Wirtschaftsstruktur hat einen erheblichen Einfluss auf den Anteil von Familiengründungen junger Erwachsener und damit auf die Kinderlosigkeit. In hochmodernen wissensbasierten und exportorientierten Ökonomien werden zunehmend Arbeitsplätze nachgefragt, die ein hohes Maß an Bildungslänge, On-the-job-Qualifikation, Mobilität und Flexibilität erfordern. Das führt über zwei Mechanismen – Lebenszeit und Alltagszeit – zu einer höheren Kinderlosigkeit:

- Lebenszeit: Das berufliche Ankommen in einer unbefristeten und örtlich konstanten Stelle verzögert sich auf ein immer späteres Alter im Lebensverlauf. Da dieses Ankommen in der Regel für beide Partner eine Voraussetzung für eine Familiengründung ist, wird der Kinderwunsch insbesondere bei Hochqualifizierten immer weiter hinausgeschoben. Die partnerschaftliche Parallelität dieser Herausforderung kann auch zu Trennungen führen, so dass der/die Partner/in für die Erfüllung eines Kinderwunsches fehlt.
- Alltagszeit: Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie ist bei einer zunehmenden Zahl von Berufen eine besondere Herausforderung. Viele Arbeitsplätze erfordern Dienstreisen, zeitliche Flexibilität der Mitarbeiter und sind aufgrund der Wissensbasierung schwerer in Teilzeitstellen zu organisieren.

Der Einfluss der Ökonomie und des Arbeitsplatzes auf die Kinderlosigkeit ist berufsspezifisch höchst unterschiedlich, da die genannten Charakteristika bei einigen Berufen weniger vorkommen und bei anderen mehr. Beispiele sind Journalistinnen, Wissenschaftlerinnen, Geschäftsführerinnen oder Politikerinnen, die Kinderlosigkeit dieser Berufsgruppen liegt teilweise bei 50 % (Bujard 2012).

[2] Bezogen auf die Jahrgänge 1964-1968.

Neben diesem Mechanismus, der die hohe Kinderlosigkeit von Akademikerinnen mitverursacht, existiert noch ein weiterer: Bei den Männern kann Arbeitsloslosigkeit, prekäre Beschäftigung und Befristung zu ungewollter Kinderlosigkeit führen.

Medizin:

Die medizinischen Fortschritte der ART kompensieren ein Stück weit den Trend der steigenden Kinderlosigkeit. Ihre Wirkung ist jedoch sehr begrenzt .Allerdings suggeriert die Berichterstattung über die Reproduktionsmedizin – insbesondere zu Social Freezing – häufig, dass mit medizinischer Hilfe die natürlichen Altersgrenzen bei Frauen ausgedehnt werden können. Prominente Beispiele später Elternschaft – z. B. Hale Berry (42 Jahre); Ute Lemper (48 Jahre); Carla Bruni (43 Jahre), Gianna Nanini (54 Jahre); Geena Davis (46 Jahre) – verstärken den Mythos der verlängerten natürlichen Fruchtbarkeit. Übersehen wird dabei, dass die Erfolgsaussichten im hohen Alter der Frau geringer sind, häufiger zu Schwangerschaftsabbrüchen führen und mit erhöhten Risiken für Mutter und Kind verbunden sind.

4.2 Mesoebene

Kinderwunsch und Familiengründung werden von den (unterstellten) Erwartungen des sozialen Umfeldes begünstigt: von Eltern, Schwiegereltern, Geschwistern, Kollegen und Peers. Die kulturellen Makrofaktoren werden neben Medien v. a. durch das soziale Umfeld transportiert. Dies trägt auch dazu bei, dass die Kinderlosigkeit sich zwischen sozio-demografischen und -ökonomischen Gruppen unterscheidet.

Familiengründungen von Geschwistern, Kollegen oder Peers werden als soziale Erwartung empfunden, selbst ebenfalls eine Familie zu gründen, was zu „Ansteckungseffekten“ führt (Pink et al. 2012). Ansteckungseffekte für einen baldigen Übergang zur Elternschaft entstehen auch dadurch, dass potenzielle Eltern in ihrem Umfeld mit Kindern zu tun haben. Im Umkehrschluss kann eine hohe Kinderlosigkeit dadurch stabilisiert werden, da Kinderlose und ihr Lebensstil auch „Ansteckungseffekte“ bewirken.

Eltern erwachsener Kinder wünschen sich oft Enkel und sind oft bereit, ihre Kinder bei der Betreuung ihrer Kinder und finanziell zu unterstützen. Dieser Effekt ist umso größer, je enger das Verhältnis und je geringer der Wohnortabstand (in Zeit) zwischen potenziellen Eltern und ihren Eltern ist. Wenn weder Nähe noch ein enger Kontakt gegeben sind, ist die Wahrscheinlichkeit von Kinderlosigkeit etwas höher (vgl. Hank et al. 2004).

4.3 Mikroebene

Ein Teil der Kinderlosigkeit erklärt sich aus der frühen und stabil bleibenden Entscheidung, kinderlos bleiben zu wollen, der andere Teil aus einem Kinderwunsch, der nicht bzw. nicht rechtzeitig realisiert wurde. So zeigt die Leitbildbefragung, dass 9,4 % der 20- bis 39-Jährigen keine Kinder haben und auch keine Kinder möchten (Dorbritz/Diabaté 2015). Angesichts einer Kinderlosigkeit von etwa über 20 % bei den nach 1965 geborenen Jahrgängen ist der Anteil nicht realisierter Kinderwünsche größer als der von gewollter Kinderlosigkeit.

Bei der individuellen Entscheidung für oder gegen ein erstes Kind sind mehrere Faktoren und ihre subjektive Bewertung relevant. Bei den Kosten von Kindern sind die monetären Opportunitätskosten für Frauen zentral, die sich durch höhere Bildungsabschlüsse für Frauen erhöhen und durch eine gute Vereinbarkeit von Beruf und Familie reduzieren. Hier wirken die oben genannten Makro- und Mesofaktoren auf die individuelle Entscheidung. Die Opportunitätskosten von Kindern betreffen jedoch nicht nur pekuniäre, sondern auch die berufliche Teilhabe und Selbstverwirklichung, ebenso den Verzicht auf Freiheiten in der Freizeitgestaltung. Diese Kosten betreffen in hohem Maße den Über-

gang zum ersten Kind, wobei die geschlechtsspezifische Verteilung höchst unterschiedlich ist. Die Kosten unterscheiden sich in hohem Maße zwischen Berufsgruppen, nach Bildungsabschluss, nach der Nähe zu den Großeltern, nach den eigenen Ressourcen und nach der kommunalen Verfügbarkeit von ganztägigen Betreuungsplätzen.

Die verschiedenen Nutzendimensionen wie Liebe und Zuneigung, Stimulation und Freude, Prestige und Moral sowie Unsterblichkeit (vgl. Hofmann/Hofmann 1973) lassen sich bereits mit dem ersten Kind erreichen. Insofern ist die Differenzierung zwischen Elternschaft und Kinderlosigkeit hier zentral. Die Bedeutung eigener Kinder unterscheidet sich erheblich. Für manche Frauen und Männer ist das Aufziehen von Kindern bereits vor dem Übergang zur Elternschaft das wichtigste Lebensziel, für andere sind berufliche Ziele oder persönliche Freiheitsgrade ähnlich wichtig oder wichtiger. Anhand der Terminologie der Präferenztheorie (Hakim 2003) ausgedrückt, führen arbeitszentrierte Präferenzen oft und hauszentrierte selten zu Kinderlosigkeit, während bei der Gruppe der adaptiven die Rahmenbedingungen auf der Makroebene oft ausschlaggebend sind.

Psychologische Eigenschaften wie Selbstwirksamkeit und Optimismus reduzieren die Wahrscheinlichkeit von Kinderlosigkeit. Menschen mit überproportionalem Kontrollbedürfnis sind eher kinderlos. Diese Faktoren werden durch kulturelle geprägte hohe Erwartungen an Eltern noch verstärkt. Subjektive Einstellungen sowie die Erwartungen des sozialen Umfeldes begünstigen im akademischen sozialen Milieu eher eine weibliche Erwerbstätigkeit – die um eine Mutterschaft ergänzt werden kann, sofern das Vereinbarkeitsproblem gelöst wird; außerhalb des akademischen Milieus verhält es sich umgekehrt.

Die Familiengründung ist bei Männern in hohem Maße beeinflusst vom subjektiven Kinderwunsch. Bei Frauen hängt sie darüber hinaus von der subjektiven Einstellung dazu ab, welchen Verpflichtungen eine „gute Mutter“ nachzukommen hat sowie von dem individuellen Bedürfnis nach Karriere und nach Selbstentfaltung im Beruf.

4.4 Lebenslaufebene

Die Lebensphase, in der Menschen die Bedingungen für geeignet halten, um eine Familie zu gründen, verkürzt sich in den vergangenen Jahrzehnten bedingt durch längere Ausbildungsphasen und erschwerte Einstiege in die Erwerbstätigkeit, wodurch sich die Wahrscheinlichkeit einer dauerhaften Kinderlosigkeit erhöht. Die obere Grenze des Zeitfensters lässt sich durch Reproduktionsmedizin nicht im gleichen Ausmaß verschieben, um diesen Effekt zu kompensieren.

Warum das Phänomen der Rushhour des Lebens in Deutschland besonders ausgeprägt ist, lässt sich durch eine Kombination der Makrofaktoren erklären. Die Rushhour des Lebens trägt zu ungewollter Kinderlosigkeit via eines perpetuierenden Aufschubs des Kinderwunsches bei. Kinderlosigkeit bedingt durch „Rushhour-Effekte“ tritt verstärkt unter Akademiker(inne)n sowie in Branchen mit geringer Arbeitsplatzsicherheit auf.

Etwas pointiert ausgedrückt bedeutet die Rushhour-These, dass v. a. bei Akademikern ein Abweichen von optimalen biografischen Sequenzen zu einer erhöhten Wahrscheinlichkeit von Kinderlosigkeit beiträgt. Auf Lebenslaufebene lassen sich entsprechende Hypothesen generieren, die sich auf Basis von Ereignisanalysen überprüfen lassen.

Die Wahrscheinlichkeit von Kinderlosigkeit steigt,

- wenn nach dem Berufseinstieg eine Partnerschaft auseinandergeht,
- je später der Bildungsabschluss und der Berufseinstieg erfolgen,
- je später im Lebenslauf eine unbefristete Stelle erreicht wird und
- je mehr Wohnortwechsel (vor und nach Berufseinstieg) vorgenommen werden.

- Auch Erfahrungen wie zum Beispiel das Aufwachsen als Einzelkind oder die Wahrnehmung fehlende Elternliebe können die Entscheidung für eine eigene Elternschaft beeinflussen.

4.5 Paarebene

Von wenigen Ausnahmen abgesehen erfolgt der Übergang zum ersten Kind auf Basis einer gemeinsamen Paarentscheidung, sei sie explizit oder implizit durch die Akzeptanz von unverhütetem Geschlechtsverkehr. Daher ist Partnerlosigkeit (in der relevanten biografischen Phase) eine zentrale Ursache für dauerhafte Kinderlosigkeit.

Die Entscheidungssituation auf der Mikroebene wird nicht nur durch den Lebensverlauf zeitlich dynamisiert, sondern auch durch die Paarinteraktion. Beide Partner müssen den Übergang zur Elternschaft im jeweiligen Lebensverlauf verorten. Es muss also bei beiden Partnern zum gleichen Zeitpunkt „passen" oder bei einem müssen Kompromisse ausgehandelt werden. Wenn in einer Partnerschaft einer Kinder möchte und der andere nicht, setzt sich der durch, der keine Kinder möchte. Häufig führt eine nicht vorhandene Passung zu einem Aufschub der Geburt des ersten Kindes, was gelegentlich durch zu langes Aufschieben in Kinderlosigkeit mündet. Während die Wahrscheinlichkeit der Geburt eines ersten Kindes bei Frauen ab dem 40. Lebensjahr sehr gering ist, unterschätzen auch viele kinderlose Männer ihre biologischen Zeugungsfähigkeiten und ihre Partnerschaftsoptionen mit jüngeren Frauen, wenn sie selbst im Alter von 40-60 Jahren sind.

5 Theoretische Grundlage zum Übergang zum Kinderreichtum

Wie schon im vorherigen Kapitel einleitend ausgeführt ist die *explizite* Thematisierung des Übergangs zum dritten Kind (oder einer anderen spezifischen Parität) in der Theorienlandschaft die Ausnahme, während sich durchaus Theorien zur Erklärung von Fertilität finden, die *implizit* auch Erklärungen für den Übergang zum dritten Kind und den Rückgang von Kinderreichtum beinhalten. Nachdem die Realisierung einer ersten und zweiten Geburt notwendige Voraussetzungen sind, um kinderreich werden zu können, sind alle Determinanten der Familiengründung mittelbar auch Determinanten zur Erklärung von Kinderreichtum per se. Allerdings soll diese Argumentation hier vernachlässigt werden. Stattdessen werden explizit Einflussfaktoren gesucht, die zwei Kinder voraussetzen und unter dieser Prämisse eine dritte Geburt wahrscheinlicher oder unwahrscheinlicher machen. Solche Determinanten sind vergleichsweise selten. Die spezifischen Erklärungsgehalte werden im Folgenden herausgestellt:

5.1 Makroebene

Kultur:

Die meisten Theorien zum kulturellen Wandel gehen grundsätzlich von einer Abnahme verbindlicher Normen und Restriktionen hinsichtlich der Gestaltung des privaten Lebens aus. Sowohl Wertewandel und zweiter demografischer Übergang als auch der Prozess der Individualisierung lassen aufgrund erweiterter Gestaltungsspielräume eigentlich eine Pluralisierung der Lebensformen erwarten. Dass eine Familienform bzw. eine generative Entscheidung (nämlich die für das dritte Kind), die bereits in den 1950er Jahren nicht dem verbreiteten Muster einer Kernfamilie entsprach, in ihrer zahlenmäßigen Bedeutung seither weiter abnimmt, erscheint vor diesem Hintergrund zunächst unerwartet

und widersprüchlich. Das gilt umso mehr, als der Befund in der empirischen Forschung häufig derart interpretiert wird, dass Kinderreichtum heute, anders als etwa in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, nicht sozial erwünscht, sondern stigmatisiert sei bzw. dass Kinderreichtum heute stärker stigmatisiert sei, als dies noch vor einigen Jahrzehnten der Fall war, und sich dagegen eine Zwei-Kind-Norm etabliert hat.

Die These, dass die **S**tigmatisierung von Kinderreichtum in den vergangenen Jahrzehnten zugenommen hat oder zumindest in heute geltenden Normen kulturell verankert ist, wird vor allem unterhalb der Theorieebene als empirischer Befund formuliert. So stellen beispielsweise Keddi et al. (2010: 60) auf Basis einer DJI-Methodenstudie fest, dass eine deutliche Bevölkerungsmehrheit der Aussage „Familien mit mehr als drei Kindern gelten als asozial" zustimmt: etwa 60 % der Befragten mit zwei oder weniger Kindern und etwa 70 % der Menschen, die selbst in Mehrkindfamilien leben. Unter letzteren stimmen mehr als 40 % sogar voll zu. Diabaté et al. (2015) bestätigen die Befunde, indem sie unter den 20- bis 39-Jährigen eine 72 % ige Zustimmung dafür messen, dass Kinderreiche auf gesellschaftlicher Ebene als asozial gelten. Dorbritz und Ruckdeschel (2015: 142) bestätigen für die gleiche Altersgruppe eine starke Priorisierung (von 53 %) von zwei Kindern, was sich mit anderen Befunden zur idealen Kinderzahl deckt (ebd.: 138f.). Eine theoretische Erklärung dafür gestaltet sich schwierig.

Dass – trotz einer wachsenden sozialen Akzeptanz von Kinderlosigkeit, nichtehelicher Elternschaft, gleichgeschlechtlicher Partnerschaften und zahlreicher anderer Formen der privaten Lebensgestaltung – in spätmodernen Gesellschaften soziale Normen entstehen können, die Kinderreichtum negativ sanktionieren, taucht als eine Annahme in der VOC-Theorie auf (Nauck 2001: 418). Dabei nimmt Nauck an, dass die Entstehung entsprechender Normen eng mit den jeweils existierenden Opportunitätsstrukturen zusammenhängt. Das Argument ist letztlich ein ökonomisches: Beim Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft sowie im Zuge des Ausbaus staatlicher Rentensysteme verlieren Kinder ihre ökonomische Bedeutung als Arbeitskraft und als Altersversorgung und damit ihren ökonomisch-utilitaristischen Nutzen. Der Nutzen, den Kinder für ihre Eltern darüber hinaus noch haben, ist überwiegend psychologisch-affektiver Natur und lässt sich bereits mit dem ersten und zweiten Kind erreichen. Eine geringe Kinderzahl erscheint somit zweckmäßig. Normen spiegeln diesen Umstand wider und definieren eine geringe Kinderzahl darüber hinaus als sozial erwünscht. Infolgedessen verliert eine hohe Kinderzahl auch ihren zusätzlichen Nutzen als Quelle von Anerkennung und Prestige. Allerdings werden die ökonomischen Veränderungen eher dem Übergang in die Industriegesellschaft als dem späten 20. Jahrhundert zugeschrieben. Inwieweit der kulturelle Nachhall der veränderten ökonomischen Bedeutung in Form von Stigmatisierung statt Prestigezuwachs verspätet einsetzen oder über seine ökonomischen Ursachen hinaus anhalten kann, wird von der Theorie per se nicht thematisiert.

Eine theoretische Einordnung der Entstehung von Stigmatisierung kann auch auf Basis einer Theorie kultureller Familienleitbilder erfolgen, die unterstellt, dass soziale Kommunikations- und Interaktionsprozesse Leitbilder fortwährend neu reproduzieren und dabei verändern können. Dabei kann unter anderem ein Leitbild der idealen Kinderzahl von zwei Kindern bzw. ein negatives Leitbild von Kinderreichtum entstehen. Diabaté et al. (2015: 187) führen drei mögliche Erklärungen an: Erstens kann der Umstand, dass der Geburtenrückgang zuerst im Bildungsbürgertum einsetzte und dass Kinderreichtum daher schon früh mit einem niedrigen sozialen Status korreliert war, zum Negativimage geführt haben. Es ließe sich ergänzen, dass Kinderreichtum (auch) in der gegenwärtigen Gesellschaft sowohl mit Armut als auch mit einem Migrationshintergrund korreliert ist und daher möglicherweise mit beidem assoziiert wird. Eine zweite Erklärung ist der Arbeit von Bujard (2011: 212, 279ff., 364) entnommen und macht pronatalistische Missbrauchserfahrungen des Dritten Reiches für die Stigmatisierung verantwortlich. Drittens kann das Negativimage eine hohe und gestiegene Erwartungshaltung an die Verpflichtungen von Eltern widerspiegeln, denen Eltern bei einer großen Kinderzahl realistischerweise nicht mehr nachkommen können. Das entspricht in etwa der Erwartung der öko-

nomischen Haushaltstheorie, dass Eltern heute zunehmend in die „Qualität“ statt in die Quantität von Kindern investieren, was eine überschaubare Kinderzahl voraussetzt (Becker 1991) bzw. der Feststellung der VOC-Theorie, dass der Nutzen von Kindern heute meist bereits mit einer geringen Kinderzahl erreicht wird (vgl. 2.8).

Das dritte Argument verweist auf eine zweite Norm, die nicht nur für die Stigmatisierung von Kinderreichtum verantwortlich sein könnte, sondern auch unabhängig davon ihrerseits der Entstehung von Kinderreichtum im Wege steht. Diese wurde von Kaufmann (1990: 39f.) als Normenkomplex der „verantworteten Elternschaft“ identifiziert. Dieser besagt, dass derjenige, der Kinder in die Welt setzt, auch die Verantwortung dafür trägt, dass es diesen Kindern gut geht und dass sie sich optimal entwickeln. Ruckdeschel (2015: 192f.) fasst die Entwicklung derart zusammen, dass die Elternpflichten heute die bestmögliche Förderung der Fähigkeiten des Kindes zum Ziel haben und in dieser Hinsicht zunehmend anspruchsvoller geworden sind. Darüber hinaus weist sie mehrere Dimensionen eines kulturellen Leitbildes der verantworteten Elternschaft nach. Das lässt den Schluss zu, dass sich nicht nur die haushaltsökonomisch optimale Kinderzahl, sondern auch die dahinterstehende Forderung nach Investitionen in die „Qualität“ von Kindern in der sozialen Konstruktion von Normen bzw. von Familienleitbildern niedergeschlagen hat.

Ein weiteres Bündel von relevanten Einflussfaktoren im Bereich der Kultur stellt die konfessionell-religiöse Prägung der Gesellschaft dar. Von überwiegend katholisch und vergleichsweise religiös geprägten Gesellschaften lässt sich unterstellen, dass hier eine hohe Akzeptanz von Kinderreichtum vorherrscht, wenn nicht gar eine normative Erwartung in Richtung einer hohen Kinderzahl. (So hat selbst der als vergleichsweise liberal geltende aktuelle Papst Franziskus im Februar 2015 erklärt, er halte drei Kinder pro Ehepaar für ideal (Spiegel-Online 2015).) Ähnliches lässt sich von orthodoxen oder muslimischen Gesellschaften sagen. Von evangelisch oder säkular geprägten Gesellschaften lässt sich eher annehmen, dass die dort geltenden Normen gegen Kinderreichtum gerichtet sind.

Die Stigmatisierung von Kinderreichtum und die Etablierung einer Zwei-Kind-Norm sind theoretisch von besonderer Bedeutung, da sie paritätsspezifisch sehr unterschiedlich wirken: Während die Geburt eines ersten (und zweiten) Kindes durch die Zwei-Kind-Norm eher begünstigt wird, macht sie die eines dritten Kindes unwahrscheinlicher und bietet somit einen spezifischen Erklärungsansatz für den Rückgang von Kinderreichtum an. Für die Stigmatisierung von Kinderreichtum lässt sich Ähnliches feststellen, wobei sie sich im Falle der Übergänge zum ersten und zweiten Kind neutral verhalten sollte. Die hohen kulturell-normativen Ansprüche an Elternschaft können zwar auch Kinderlosigkeit begünstigen. Doch auch sie könnten als Einflussfaktor auf den Übergang zum dritten Kind besondere Bedeutung entfalten, zumal die Ansprüche typischerweise für ein oder zwei Kinder gerade noch realisierbar erscheinen, nicht aber für drei oder mehr Kinder.

Institutionen:

Institutionen basieren auf kulturellen Leitbildern und verstärken deren Effekt. Während der kulturelle Einfluss eines Leitbildes „lediglich“ darin besteht, dass sich Menschen in ihrem Denken und Handeln an ihnen orientieren und sozialen Druck verspüren, fügen Institutionen praktische Anreize und Restriktionen hinzu. Wenn unterstellt wird, dass in Deutschland eine Zwei-Kind-Norm kulturell verankert ist und sich verstärkt hat, ist es plausibel, anzunehmen, dass sich viele Institutionen in Deutschland unter anderem an der Vorstellung orientieren, dass Paare typischerweise zwei (und selten drei oder mehr) Kinder haben.

Auf den ersten Blick ist die institutionelle Förderung kleiner Familien nicht besonders stark. Es gibt kaum Beispiele dafür, dass eine Institution Hürden aufstellt, die Paare spezifisch von einer dritten Geburt abbringen könnten. Eltern haben bei einer dritten Geburt grundsätzlich die gleichen Ansprüche auf staatliche Unterstützung wie bei der ersten und zweiten: etwa auf Elterngeld oder einen Kita-Platz, sobald das Kind einjährig ist. Gleiches gilt für ermäßigte Eintritte oder Mitgliedsbeiträge in Vereinen. Der Anspruch auf Kindergeld ist für das dritte Kind (mit 190 €/Monat) sogar höher als für das erste und zweite Kind (184 €/Monat). So scheint sich der Einfluss von Institutionen auf die Häufigkeit dritter Geburten

vor allem insofern auszuwirken, als sie dritte Geburten nicht in besonderer Weise fördern und dass sie Elternschaft und die Vereinbarkeit von Familie und Beruf generell unzulänglich unterstützen, etwa indem sie an Eltern hohe Erwartungen richten oder widersprüchliche Annahmen zur Arbeitsteilung in Paarbeziehungen treffen (vgl. Kapitel 4.1).

Zu den negativen Einflüssen institutioneller Entwicklungen auf Elternschaft gehört unter anderem, dass sie das Durchschnittsalter für die Familiengründung aufschieben und das Zeitfenster für Geburten verkürzen: Der Arbeitsmarkt etwa bietet Berufseinsteigern in Deutschland heute weniger langfristige ökonomische Sicherheit, als er es in früheren Jahrzehnten getan hat, und enthält jungen Erwachsenen damit etwas vor, was diese oft als notwendige Voraussetzung für eine Familiengründung ansehen. Gleichzeitig werden zunehmend hohe Qualifikationen und Bildungsabschlüsse gefordert, wodurch sich die Ausbildungszeiten verlängern. Infolgedessen ist der biografische Zeitpunkt, an dem junge Erwachsene mit der Familiengründung und -erweiterung beginnen, im Durchschnitt zunehmend spät erreicht. Das so verkürzte Zeitfenster kann nicht nur Familiengründungen verhindern; oft erlaubt es nur wenige Geburten und macht dadurch auch speziell Kinderreichtum unwahrscheinlich. Die Einführung der achtjährigen Gymnasialausbildung („G8“), die Abschaffung der Wehrpflicht sowie die Ablösung von Diplom- und Magister- durch Bachelor- und Master-Studiengänge wirkt dieser Entwicklung nur ein Stück weit entgegen.

Darüber hinaus lassen sich Beispiele für gegenständliche Manifestationen eines kulturellen Leitbildes zur „normalen“ Kinderzahl anführen, die für Kinderreichtum in besonderer Weise relevant sein könnten und eine ähnliche Wirkung wie Institutionen haben: In Wohnungen sind selten mehr als zwei Zimmer als Kinderzimmer vorgesehen. Mit dem dritten Kind erscheint daher oft der Umzug in ein eigenes Haus erforderlich. In günstigen Autos können selten mehr als zwei Personen bequem auf der Rückbank sitzen. Das dritte Kind nötigt daher oft zur Anschaffung eines besonders geräumigen Familienautos. Damit wird die Ausstattung einer kinderreichen Familie möglicherweise überproportional teurer, als sie es bei Ein- oder Zwei-Kind-Familien ist.

Politik:

Politik hat einen maßgeblichen Einfluss auf die meisten institutionellen Regelungen, allen voran die gewährten familienpolitischen Leistungen, aber beispielsweise auch auf die Gestaltung von Arbeitsmarkt und Bildungssystem. Daher kann ein Einfluss der Politik darin bestehen, diese Institutionen so zu gestalten, dass sie Familiengründungen und dritte Geburten wahrscheinlicher werden lassen. Dazu könnte eine Verkürzung der Ausbildungsdauern ebenso gehören wie eine größere langfristige ökonomische Planungssicherheit, etwa durch die Förderung unbefristeter Verträge oder großzügige soziale Unterstützungsleistungen speziell für Familien. Auch könnten speziell für kinderreiche Familien Förderinstrumente gestaltet werden, die die vergleichsweise hohe finanzielle Belastung besser kompensieren.

Die Abwesenheit politischer Maßnahmen, die in besonderer Weise auf dritte Geburten abzielen, lässt den Schluss zu, dass die Politik keine relevanten Determinanten zur Erklärung von Kinderreichtum bzw. dessen geringer Verbreitung bereithält. Allerdings ließe sich zumindest in bestimmten international vergleichenden Perspektiven auch argumentieren, dass es gerade ein Spezifikum von Deutschland ist, dass es kaum besondere Unterstützungen für größere Familie gibt: Es gibt zum Beispiel keine Leistung wie das einkommensabhängige Kindergeld in Frankreich („Complément Familial“), das erst ab dem dritten Kind gewährt wird. Insofern kann unter Umständen gerade das Fehlen einer politischen Unterstützung dritter Geburten durchaus eine relevante Erklärung sein, wenn die Verbreitung von Kinderreichtum im Ländervergleich untersucht wird.

Ökonomie:

Die Flexibilisierung des Arbeitsmarktes mit seiner sinkenden Arbeitsplatzsicherheit ist unter anderem eine Folge von Globalisierung und Tertiarisierung der Ökonomie. Arbeitsabläufe sind kurzlebiger und weniger planbar. Diese Entwicklung ist ein relevanter

Einflussfaktor für die gegenwärtig niedrigen Geburtenraten und zweifellos auch für den Rückgang des Kinderreichtums – doch nicht für diesen in besonderer Weise. Empirisch ist der Rückgang von Kinderreichtum spezifisch mit der Entwicklung von der Agrar- zur Dienstleistungsgesellschaft verknüpft als mit der Postindustrialisierung. So oder so sind die Einflussfaktoren, die die Ökonomie bereitstellt, im Wesentlichen durch andere unmittelbarere Determinanten vermittelt: etwa durch Flexibilitätsanforderungen oder Arbeitsplatzunsicherheit auf individueller Ebene oder durch den subjektiv beurteilten Value of Children (vgl. 2.8). Gleichwohl können unterschiedliche Entwicklungsstadien der Volkswirtschaften eine Erklärung für internationale Unterschiede in der Verbreitung von Kinderreichtum sein.

Medizin:

Die Reproduktionsmedizin erhöht die Chancen auf Geburten von Frauen in einem höheren Alter und wirkt der Verkürzung des biografischen Zeitfensters für Geburten dadurch ein Stück weit entgegen – allerdings ohne diese vollständig zu kompensieren. Auch dieser Einflussbereich ist jedoch nicht spezifisch für den Übergang zum dritten Kind.

5.2 Mesoebene

Die Zwei-Kind-Norm wird in hohem Maße durch das Beispiel reproduziert, das sich Menschen innerhalb des gleichen sozialen Umfeldes wechselseitig geben. Sowohl die Entscheidung zur Familiengründung als auch die für ein oder zwei bzw. gegen ein drittes Kind kann so unter Freunden, Geschwistern oder Kollegen im Sinne eines „Ansteckungseffektes“ kopiert werden. Gleichzeitig erfolgt auch die Stigmatisierung bzw. negative Sanktionierung von Kinderreichtum in hohem Maße im unmittelbaren sozialen Umfeld, in dem Menschen aufeinander (teils unbewusst) in engen Face-to-Face-Beziehungen positiv oder negativ reagieren. Daher stellt das spezifische soziale Umfeld eines Menschen einen wichtigen Einfluss dar, wenn es darum geht, Entscheidungen für oder gegen ein drittes Kind zu erklären, wobei Vermittlung und Reproduktion von Normen und kulturellen Leitbildern im Vordergrund stehen.

So wie Eltern im Allgemeinen können auch Eltern mit drei oder mehr Kindern in hohem Maße von Unterstützungen ihres sozialen Umfeldes profitieren, besonders wenn es um die phasenweise Betreuung der Kinder geht, um beispielsweise die Vereinbarkeit von Beruf und Familie zu erleichtern. Dieses soziale Kapitel ist demnach auch bei der Erklärung von Kinderreichtum ein Einflussfaktor, allerdings keiner, der für die dritte Parität von besonderer Bedeutung wäre.

5.3 Mikroebene

In vielerlei Hinsicht sind die Einflussfaktoren generativen Handelns auf der Mikroebene ihrerseits von der Makro- und Meso-Ebene geprägt: Die Wahrscheinlichkeit, mit der sich Individuen bestimmte Einstellungen zu eigen gemacht haben, bestimmte Nutzenerwägungen anstellen oder über bestimmte Ressourcen verfügen, variiert von Gesellschaft zu Gesellschaft und von sozialem Milieu zu sozialem Milieu, in Abhängigkeit von den jeweiligen kulturellen, ökonomischen, sozialen und anderen Strukturen. In dem Maße, in dem die Mikroebene auf diese Weise Spiegel gesellschaftlicher Rahmenbedingungen ist, treten die Einflussfaktoren der Mikroebene auf das generative Verhalten streng genommen „nur“ als intervenierende Variablen auf.

Allerdings sind die individuellen Merkmale keineswegs durch Makro- oder Meso-Strukturen determiniert. Häufig sind kulturelle Vorstellungen oder ökonomische Verhältnisse bereits auf der Makroebene heterogen und geben keine nennenswert erhöhten Wahr-

scheinlichkeiten vor. Doch auch dann, wenn es in einer Gesellschaft oder in einem Milieu dominante kulturelle Vorstellungen oder charakteristische ökonomische Verhältnisse gibt, tritt auf der Mikroebene immer auch Varianz auf – und damit individuelle Abweichung von der im Kollektiv geltenden Regel. Eine Erfassung der für eine generative Entscheidung relevanten Kontextbedingungen ist daher um ein Mehrfaches präziser, wenn sie die Mikroebene einbezieht. Dies gilt umso mehr, da auch ein individuelles Merkmal, das sich als intervenierende Variable und Spiegel gesellschaftlicher Verhältnisse darstellen lässt, einen unmittelbareren Einfluss und einen verlässlicheren Prädiktor darstellt für die gesellschaftlichen Verhältnisse, die es geprägt haben.

In der Konsequenz bedeutet dies, dass zur empirisch-statistischen Erklärung generativer Entscheidungen und generativen Verhaltens Einflussfaktoren der Mikroebene wichtiger als Einflussfaktoren der Makro- und Meso-Ebene sind, dass allerdings bei der theoretischen Erklärung und Interpretation der Zusammenhänge häufig dennoch Argumente ausschlaggebend sind, die zuvor für die Makro- oder Meso-Ebene formuliert wurden.

Einstellungen:

Der individuelle Wunsch, ein drittes Kind zu haben, und die persönlich als ideal angesehene Kinderzahl können als die stärksten Prädiktoren der Entscheidung für eine dritte Geburt unterstellt werden. Sie fallen in die Kategorie individueller Einstellungen. Doch auch andere persönliche Ansichten haben einen sehr unmittelbaren und starken Einfluss: etwa die Überzeugung, dass Kinder das Leben bereichern, oder die, dass sie die individuelle Freiheit einschränken. Von manchen Einstellungen muss angenommen werden, dass sie mit anderen Faktoren interagieren: So dürfte sich ein (individueller) hoher Anspruch an die Pflichten von Eltern besonders dann auf fertile Entscheidungen – unter anderem auf die zum dritten Kind – auswirken, wenn nicht ausreichend viele Ressourcen vorhanden sind, um die eigenen Ansprüche zu erfüllen.

Viele Einstellungen beeinflussen generatives Verhalten im Allgemeinen und sind für Kinderreichtum nicht relevanter als für andere Paritäten. Maßgeblich für den Übergang zum dritten Kind sind persönliche Einstellungen vor allem dann, wenn sie eine bestimmte Kinderzahl zum Inhalt haben. So kann etwa die Überzeugung, zwei Kinder seien ideal, um jedem Kind genug Aufmerksamkeit widmen zu können, oder die Beurteilung einer allzu großen Kinderzahl als „asozial“ der Grund dafür sein, dass eine dritte Geburt unterbleibt. Hier erhalten persönliche normative Haltungen vor allem als Vermittler der in 5.1 angesprochenen kulturell-gesellschaftlichen Einflussfaktoren der Zwei-Kind-Norm und der Stigmatisierung von Kinderreichtum Bedeutung. Aber es sind zusätzliche relevante individuelle Einstellungen vorstellbar: Ein – häufig religiös motivierter – Vorbehalt gegen Verhütung kann insbesondere für höhere Paritäten relevant sein und einen positiven Einfluss auf den Übergang zum dritten Kind ausüben.

Generell lassen es eine katholische, orthodoxe und muslimische Religion bzw. Konfession sowie eine starke Religiosität wahrscheinlicher werden, dass sich ein Akteur ein drittes Kind wünscht oder annimmt, dieses würde von seinem sozialen Umfeld erwartet. Für Atheisten, evangelische Christen und wenig religiöse Menschen lässt sich das Gegenteil behaupten. Ähnliche Einflüsse gelten für die individuellen Wertorientierungen eines Menschen, wobei beispielsweise Materialismus eher einen positiven und Postmaterialismus eher einen negativen Einfluss auf den Übergang zum dritten Kind ausüben dürfte.

Die Wahrscheinlichkeit, mit der ein Individuum zwei Kinder für optimal hält, kinderreiche Familien als „asozial“ empfindet oder Verhütung für ein Übel hält, ist jedoch in jedem Fall nicht nur durch seine individuellen Wertorientierungen, seine Konfession und Religiosität, sondern auch maßgeblich durch die kulturelle Prägung der Gesellschaft bzw. des sozialen Milieus beeinflusst, in der bzw. in dem das Individuum lebt. Neben der Verbreitung der Zwei-Kind-Norm oder dem Grad der Stigmatisierung von Kinderreichtum ist dies beispielsweise die religiös-konfessionelle Prägung der Gesellschaft oder des sozialen Umfeldes. Präziser lässt sich sagen, dass auch und vor allem die Gesellschaft, in der ein Mensch aufgewachsen ist und sozialisiert wurde, für seine subjektiven Überzeu-

gungen und seine Neigung, ein drittes Kind zu bekommen, ausschlaggebend ist, was sich vor allem an Unterschieden zwischen der Mehrheitsgesellschaft und Migranten mit eigener Migrationserfahrung zeigt (Naderi 2013).

Nutzen und Kosten:

Auch individuell wahrgenommene Kosten oder Nutzen sind für Kinderreichtum oft nicht relevanter als für generatives Verhalten im Allgemeinen: So erhöhen beispielsweise eine hohe Bildung und gute Verdienstaussichten (bei geringer Entlastung von Eltern durch öffentliche Kinderbetreuung) die Opportunitätskosten von Elternschaft, beim ersten wie beim zweiten oder dritten Kind. Insbesondere bei Frauen dürften sich hohe Opportunitätskosten negativ auf den Übergang zum dritten Kind auswirken. Doch auch hier ist kein stärkerer Einfluss zu erwarten als auf die Übergänge zu den Paritäten Eins und Zwei.

Maßgeblich im Kontext von Kinderreichtum ist vor allem der wahrgenommene Nutzen im Sinne der VOC-Theorie, der für eine (weitere) Geburt spricht: Dieser ist heute häufig „nur" psychologisch-affektiver Natur, d. h. er wird beispielsweise in der emotionalen Freude gesehen, die einem ein Kind verschafft, und nur noch selten in einem Prestige-Gewinn oder in einer praktischen Unterstützung, beispielsweise durch Pflege im Alter. Der psychologisch-affektive Nutzen aber lässt sich mit dem zweiten und dritten Kind weniger stark steigern als mit dem ersten, während die zusätzlichen Kosten eines weiteren Kindes vergleichsweise hoch bleiben. Der dadurch stark abnehmende Grenznutzen lässt weniger Elternschaft im Allgemeinen, sondern insbesondere Kinderreichtum unwahrscheinlich werden, da es zwar auch in spätmodernen Gesellschaften durchaus noch lohnende VOC für ein oder zwei Kinder gibt (etwa Stimulation und Freude, Liebe und Zuneigung oder eine „emotionale Alterssicherung", vgl. 2.8), jedoch ein drittes Kind in diesem Sinne keinen relevanten „Mehrwert" besitzt. Kinderreiche Familien sollten daher vor allem von Menschen gegründet werden, die in Kindern auch ökonomisch-utilitaristische Formen von Nutzen erkennen: etwa als Unterstützung im Alter, als Unterstützung im eigenen gastronomischen Betrieb oder als Prestigegewinn im (konservativ-religiös geprägten) unmittelbaren sozialen Umfeld.

Ressourcen und Restriktionen:

Auch von vielen individuellen Ressourcen und Restriktionen kann angenommen werden, dass sie sich eher auf generative Entscheidungen im Allgemeinen (oder auf Familiengründungen) auswirken als auf dritte Geburten. Das gilt beispielsweise für fehlende Möglichkeiten der Unterstützung bei der Kinderbetreuung. Eine Ausnahme mit spezifischer Relevanz für den Übergang zum dritten Kind könnten finanzielle Ressourcen sein: Gerade das dritte Kind kann einen Umzug oder einen Neukauf eines Fahrzeugs notwendig machen, zumal die Größe und Zimmeranzahl vieler Wohnungen ebenso wenig wie die Größe vieler Pkw auf eine fünfte Person im Haushalt ausgelegt sind. Mit der Entscheidung zum dritten Kind sind daher möglicherweise häufig überproportional teure Neuanschaffungen und Ausgaben verknüpft, die ihre abschreckende Wirkung nur dann nicht entfalten können, wenn Mittel vorhanden sind, um diese zu stemmen.

5.4 Lebenslaufebene

Der Aufschub der Familiengründung im Lebenslauf und das dadurch zunehmend verkürzte Zeitfenster für Geburten kann nicht nur zu einem „Verpassen" oder zu einem permanentem Aufschub der Familiengründung führen, sondern auch zu einem „Verpassen" der eigentlich gewünschten dritten Geburt. Ebenso kann die Schwierigkeit, alle als notwendig wahrgenommenen Voraussetzungen für eine Geburt – von der stabilen Partnerschaft bis zur hohen Arbeitsplatzsicherheit – zu einem biografischen Zeitpunkt gleichzeitig realisiert zu haben, die dritte ebenso wie die erste Geburt verhindern, wenn beispielsweise eine Beziehung getrennt wird, bevor der dritte Kinderwunsch realisiert werden konnte.

Insofern ist die Lebensverlaufsperspektive zur Erklärung von Kinderreichtum nicht in besonderer Weise, aber in gleicher Weise bedeutend wie für die Erklärung generativen Verhaltens im Allgemeinen.

Bestimmte biografische Ereignisse oder Konstellationen können jedoch für den Übergang zum dritten Kind spezifische Erklärungen beisteuern. So zeigt die empirische Forschung, dass eine neue Partnerschaft eine dritte Geburt begründen kann, wenn bislang nur Kinder mit einem Ex-Partner bzw. einer Ex-Partnerin vorhanden sind und die neue Partnerschaft ebenfalls durch ein gemeinsames Kind bereichert bzw. gefestigt werden soll (Alich 2004: 114f.). Auch der Umstand, dass die ersten beiden Kinder das gleiche Geschlecht haben, kann eine dritte Geburt wahrscheinlicher machen, zumal es unter Umständen den Wunsch gibt, auch noch ein Mädchen bzw. auch noch einen Jungen zu haben (Alich 2004: 118).

5.5 Paarebene

Ebenso wie für jede generative Entscheidung gilt auch für die für oder gegen das dritte Kind, dass sie im Regelfall von beiden Partnern gemeinsam getroffen wird. Zudem bewertet das Paar im Regelfall auch die Ausgangsbedingungen, die für oder gegen eine dritte Geburt sprechen, auf Paarebene: Es mag genügen, dass eine von zwei Beschäftigungen ein hinreichendes Einkommen erzielt oder dass einer von zwei Partnern bereit ist, eine (weitere) berufliche Auszeit zu nehmen. Und es bedarf beider Partner, die ein drittes Kind grundsätzlich wollen. Insofern ist die Betrachtung generativer Entscheidungen auf Paarebene bei der Erklärung von Kinderreichtum nicht in besonderer Weise, aber in gleicher Weise wichtig wie bei der Erklärung generativer Entscheidungen im Allgemeinen.

6 Fazit

Eine Vielzahl unterschiedlicher Fertilitätstheorien wird dazu verwendet, die durchschnittliche Kinderzahl und ihre Veränderungen zu erklären. Eine Differenzierung zwischen Kinderlosigkeit und Kinderreichtum auf theoretischer Ebene wird hier basierend auf der Annahme vorgenommen, dass beide Phänomene auf unterschiedliche Ursachen zurückzuführen sind. Dies ist nicht nur für die theoretische Entwicklung nützlich, sondern auch für Forschungsdesigns eine wichtige Erkenntnis.

Allerdings gibt es auch Faktoren, die auf Kinderlosigkeit und Kinderreichtum gemeinsam wirken, insbesondere solche, die einen Aufschub der Geburten bewirken. Somit gibt es drei theoretische Gruppen:

1. Theorien zur Erklärung von Kinderlosigkeit
2. Theorien zur Erklärung von Kinderreichtum
3. Theorien für beides

Nachdem ein Literaturüberblick zu Fertilitätstheorien erarbeitet wurde, wurde ein Mehrebenenmodell zum generativen Verhalten entwickelt, das verschiedene Elemente der Makro- und Mesoebene mit der Paarentscheidung auf Mikroebene, die im Lebensverlauf stattfindet, verbindet. Dieses Modell ermöglicht die Kombination höchst unterschiedlicher theoretischer Ansätze aus (1) verschiedenen Fachdisziplinen wie Familiensoziologie, Lebenslaufforschung, Demografie, Ökonomie, Sozialpsychologie, Politikwissenschaft und Reproduktionsmedizin, (2) die Betrachtung verschiedener Ebenen und (3) unterschiedliche Herangehensweisen wie Rational-Choice und kulturelle Ansätze.

Darauf basierend wurden theoretische Grundlagen zur Erklärung der Phänomene Kinderlosigkeit und Kinderreichtum generiert. Für eine **Erklärung von Kinderlosigkeit** lassen sich insbesondere folgende Gründe anführen:

- Der perpetuierende Aufschub der Erstgeburt führt häufig zu dem Phänomen „aufgeschoben gleich aufgehoben". Der Mechanismus dieser ungewollten Kinderlosigkeit liegt darin, dass der vermeintlich optimale Zeitpunkt aus der beruflichen Perspektive eines Partners nicht mit dem des anderen übereinstimmt oder auch die Partnerschaft oder die Wohnortskonstellation nicht passend sind. Durch die ab 30 Jahren einsetzende bzw. ab 35 Jahren verstärkt abnehmende Fruchtbarkeit bei Frauen stimmen das soziale und das biologische Timing manchmal nicht überein, was zu ungewollter Kinderlosigkeit führt.
- Die Opportunitätskosten sind beim Übergang zum ersten Kind besonders hoch. Dies betrifft nicht nur die monetären Kosten, sondern auch die Gefahr für Frauen, auf Karriereschritte, berufliche Selbstverwirklichung und langfristige Einkommensdynamik zu verzichten.
- Je schwerer die Vereinbarkeit von Beruf und Familie in einem Land bzw. im spezifischen Umfeld eines Paares ist, desto höher ist die (Wahrscheinlichkeit von) Kinderlosigkeit. Das Vereinbarkeitsproblem basiert auf zwei Bedingungen: Einerseits die Etablierung eines fundamentalen Lebensziels von Frauen, ökonomisch selbstständig und in einem qualitativ hochwertigen Beruf erwerbstätig zu sein. Dieser Anspruch wird durch Faktoren wie die Bildungsexpansion von Frauen, die Frauenemanzipation, dem Wandel von Frauenleitbildern und der Modernisierung der Arbeitswelt begünstigt. Andererseits ist das Ausbleiben politischer, ökonomischer und gesellschaftlicher Akkommodation (Bujard 2011) an diese Präferenzen von Frauen und die Etablierung des Zweiverdienermodells eine notwendige Bedingung für die erschwerte Vereinbarkeit und damit einer hohen Kinderlosigkeit. Diese Anpassung an das Zweiverdienermodell umfasst auf politischer Ebene den Ausbau ganztägiger Kitas und Schulangebote, auf kultureller Ebene die Akzeptanz arbeitender Mütter im Nahumfeld, insbesondere bei (Schwieger-)Eltern und auf ökonomischer Ebene einen Arbeitsmarkt, der temporäre Unterbrechungen und Arbeitszeitreduzierungen nicht bestraft.
- Aus diesen Gründen gibt es spezielle Gruppen, die eine hohe Kinderlosigkeit aufweisen: Akademikerinnen, insbesondere in speziellen Berufsfeldern wie Journalismus, Wissenschaft oder Management, aber auch arbeitslose bzw. prekär beschäftigte Männer.

Zur **Erklärung des Anteils kinderreicher Familien** lassen sich folgende Gründe anführen:

- Kulturelle Faktoren sind hier entscheidend: Wenn die Norm bzw. das Leitbild einer Zwei-Kind-Familie wie in Deutschland vorherrscht – und sich reproduziert –, ist der Übergang zum dritten Kind unwahrscheinlicher. Damit geht auch die gesellschaftliche Anerkennung von Elternschaft einher, die beim Übergang zum ersten und zweiten Kind steigt und danach sinkt. Um es aus der Perspektive des Rational Choice Paradigmas auszudrücken: In einem Entscheidungsmodell, in dem der Nutzen eines dritten Kindes in Form der erwarteten gesellschaftlichen Anerkennung (tatsächlich liegt zwischen Erwartung und realer Akzeptanz eine große Kluft, vgl. Diabaté et al. 2015) gering oder gar negativ ist, ist die Höhe der Kosten relativ unerheblich.
- Viele Dimensionen des Nutzens von Kindern in postmodernen Gesellschaften sind bereits mit ein oder zwei Kindern gegeben. Nutzendimensionen, die sich bei Kinderreichen im Vergleich zu zwei Kindern erhöhen, sind Ausdruck von Leistung und Kompetenz, Prestige im sozialen Vergleich und die soziale Interaktion zwischen den Kindern. Der Leistungs- und Prestigenutzen hängt wiederum von der kulturellen Bewertung von Mehrkindfamilien ab. Allerdings könnte diese sich durch die Valenz der

negativen Folgen des Geburtenrückgangs erhöhen, was auch den „Nutzen“ von Kinderreichtum erhöhen würde.

- Kinderreichtum lässt sich durch andere familienpolitische Maßnahmen fördern als der Übergang zum ersten oder zweiten Kind. Hier sind weniger Kitas oder Elternzeit ausschlaggebend, sondern Geld, beispielsweise die Spreizung der Kindergeldhöhe nach der Kinderzahl, und ausreichend Wohnraum für eine Mehrkindfamilie.
- In bestimmten Konstellationen ist der Übergang zum dritten Kind besonders attraktiv: Wenn Eltern neue Partnerschaften eingehen und wenn die ersten beiden Kinder das gleiche Geschlecht haben.
- Gruppenspezifisch gibt es Unterschiede: In Deutschland ist bei Frauen mit Migrationshintergrund, die in einem anderen Land aufgewachsen sind und bei Frauen ohne Berufsabschluss der Anteil von Kinderreichen besonders hoch. Hier wirken die genannten kulturellen Faktoren, die Kinderreichtum bremsen, weniger. Bei Akademikern und Einkommensstarken ist die Kinderzahl, sofern man sich für Kinder entscheidet, auch tendenziell höher, da die finanziellen Restriktionen weniger zum Tragen kommen.

Deutschland ist durch die Kombination aus hoher Kinderlosigkeit und einem geringen Anteil Kinderreicher charakterisiert. Der Effekt des Rückgangs kinderreicher Familien kann jedoch mit 66,6 % den Großteil des Geburtenrückgangs in der Bundesrepublik Deutschland erklären (Bujard/Sulak 2015). Zeitlich unterscheiden sich die Effekte: Während in der Anfangsphase der Rückgang der kinderreichen Familien fast alleine den Geburtenrückgang ausgelöst hat, war später, beim Vergleich der Kohorten von 1950 bis 1970, die Kinderlosigkeit der dominierende Faktor (ebd.; vgl. van de Kaa 1987). Insofern wären Forschungsdesigns aufschlussreich, die diese jeweiligen Phasen bezüglich der abhängigen Variablen Kinderlosigkeit und Kinderreichtum bzw. Übergang zum ersten und zum dritten Kind analysieren. Für den theoretischen Überbau dazu und auch zur Entwicklung entsprechender Hypothesen wurde in diesem Working Paper versucht, einen Grundstein zu legen.

Die differenzierten Theorien sind auch für die Familienpolitik relevant, da diese – mal im- und mal explizit – die Geburtenentwicklung als eines ihrer Ziele definiert (Schmidt/Rürup 2003). Die deutsche Familienpolitik hat in den letzten Jahren durch den Ausbau der Kitabetreuung und das Elterngeld versucht, die Vereinbarkeit von Beruf und Familie zu erleichtern. Diese Maßnahmen sind speziell dazu geeignet, den Übergang zum ersten Kind zu erleichtern. Für den Übergang zum dritten und weiteren Kind, also zu Kinderreichtum, wären andere Maßnahmen erfolgsversprechend. Insbesondere die Staffelung des Kindergeldes ab der dritten Parität oder die Bereitstellung von Wohnraum für größere Familien wären hier geeignete Maßnahmen. Ein One-Size-Fits-All-Ansatz greift hier ins Leere, da die Entscheidungen zum ersten Kind und zu einer großen Kinderzahl von höchst unterschiedlichen Faktoren abhängen. Auch institutionelle und politisch-administrative Regeln, die das Zwei-Kind-Ideal (Dorbritz/Ruckdeschel 2015) reproduzieren, sind zu hinterfragen. Dazu gehört nicht zuletzt der Mutterpass, der für zwei Kinder vorgesehen ist und bei dem für ein drittes Kind Zusatzblätter eingeheftet werden müssen, was signalisiert, dass dies eine ungewöhnliche Kinderzahl sei.

Literaturverzeichnis

Ajzen, Icek 1985: From Intensions to Actions: A Theory of Planned Behavior. In: Kuhl, Julius; Beckmann, Jürgen. (Hrsg.): Action Control: From Cognition to Behavior. Heidelberg: Springer: 11-39.

Ajzen, Icek 1987: Attitudes, traits, and actions. Dispositional prediction of behavior in personality and social psychology. In: Berkowitz, Leonard (Hrsg.): Advances in Experimental Social Psychology 20. New York: Academic Press: 1-63.

Ajzen, Icek 1991: The Theory of Planned Behavior. In: Organizational Behavior and Human Decision Processes 50,2: 179-211.

Ajzen, Icek 2011: Reflections on Morgan and Bachrach's critique. In: Vienna Yearbook of Population Research: 63-69.

Ajzen, Icek; Fishbein, Martin 1980: Understanding Attitudes and Predicting Social Behavior, Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.

Ajzen, Icek; Klobas, Jane 2013: Fertility intentions: An approach based on the theory of planned behavior. In: Demographic Research, 29,8: 203-232.

Alich, David 2004: Das dritte Kind: ein Vergleich zwischen Deutschland und Norwegen. Universität Rostock, Rostock. Lehrstuhl für Soziologie mit Schwerpunkt Bevölkerungs- und Familiensoziologie. http://www.demogr.mpg.de/publications/files/1893_1113579023_1_Full%20Text.pdf, 06.03.2015.

Althammer, Jörg 2000: Ökonomische Theorie der Familienpolitik. Heidelberg: Physica.

Bagozzi, Richard P.; van Loo, Frances 1978: Toward a General Theory of Fertility: A Causal Modelling Approach. In: Demography 15,3: 301-320.

Balbo, Nicoletta; Barban, Nicola 2014: Does fertility behavior spread among friends? In: American Sociological Review 79,3: 412-431.

Balbo, Nicoletta; Billari, Francesco C.; Mills, Melinda 2013: Fertility in advanced societies: A review of research. In: European Journal of Population 29,1, 1-38.

Balbo, Nicoletta; Mills, Melinda 2011: Social capital and pressure in fertility decision-making: second and third births in France, Germany and Bulgaria. In: Population Studies 65,3: 335-351.

Beck, Ulrich 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth 1994: Individualisierung in modernen Gesellschaften - Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In: Beck, Ulrich; Beck-Gernsheim, Elisabeth (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Frankfurt/Main: Suhrkamp: 10-39.

Beck-Gernsheim, Elisabeth 2006: Die Kinderfrage heute. Über Frauenleben, Kinderwunsch und Geburtenrückgang. München: C.H. Beck.

Becker, Gary S. 1960: An Economic Analysis of Fertility. In: National Bureau of Economic Research (Hrsg.): Demographic and Economic Change in Developed Countries. Princeton: University Press: 209-231.

Becker, Gary S. 1965: A Theory of the Allocation of Time. In: The Economic Journal 75,299: 493-517.

Becker, Gary S. 1974: A Theory of Social Interactions. In: Journal of Political Economy 82: 1063-1093.

Becker, Gary S. 1991: A Treatise on the Family. Enlarged Edition. Cambridge, Mass.: Harward University Press.

Becker, Gary S. 1996: Familie, Gesellschaft und Politik – die ökonomische Perspektive. Tübingen: J.C.B. Mohr.

Becker, Gary S.; Lewis, H. Gregg 1973: On the Interaction between the Quantity and Quality of Children. In: Journal of Political Economy. 81, 2 Part 2: 279-288.

Beckman, Linda J. 1979a: Fertility Preferences and Social Exchange Theory. In: Journal of Applied Social Psychology. 9,2: 147-169.

Beckman, Linda J. 1979b: Couples' Decision-Making Processes Regarding Fertility. In: Taeuber, Karl E.; Bumpass, Larry L.; Sweet, James A. (Hrsg.): Social Demography. New York: Academic Press.

Beier, Henning M. et al. 2012: Medizinische und biologische Aspekte der Fertilität. In: Stock, Günter et al. (Hrsg.): Zukunft mit Kindern. Frankfurt am Main: Campus: 294-390.

Bertram, Hans 2008: Die Mehrkinderfamilie in Deutschland. Zur demographischen Bedeutung der Familie mit drei und mehr Kindern und zu ihrer ökonomischen Situation. Expertise für das Kompetenzzentrum für familienbezogene Leistungen im Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin: BMFSFJ.

Birg, Herwig; Flöthmann, Ernst-Jürgen; Reiter, Iris 1991: Biographische Theorie der demographischen Reproduktion. Frankfurt am Main: Campus.

Bittman, Michael; Wajcman, Judy 2000: The Rush Hour: The Character of Leisure Time and Gender Equity. In: Social Forces, 79,1: 165-189.

Blossfeld, Hans-Peter; Huinink, Johannes 1989: Die Verbesserung der Bildungs- und Berufschancen von Frauen und ihr Einfluß auf den Prozeß der Familienbildung. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 15: 383-404.

Bolte, Karl M.; Kappe, Dieter; Schmid, Josef 1980: Bevölkerung. Statistik, Theorie, Geschichte und Politik des Bevölkerungsprozesses. Opladen: Leske + Budrich.

Bujard, Martin 2011: Geburtenrückgang und Familienpolitik. Baden-Baden: Nomos.

Bujard, Martin 2012: Talsohle bei Akademikerinnen durchschritten? BiB Working Paper 4/2012. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung. http://www.bib-demografie.de/akademikerinnen2012, 06.03.2015.

Bujard, Martin; Sulak, Harun 2015 i.V.: Die demografischen Treiber des Geburtenrückgangs in Deutschland. Unveröffentlichtes Manuskript.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) 2012: Finanztableau familienpolitischer Leistungen. Berlin: BMFSFJ.

Burkart, Günter 1994: Die Entscheidung zur Elternschaft. Eine empirische Kritik von Individualisierungs- und Rational-Choice-Theorien. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.

Butz, William P.; Ward, Michael P. 1979: The Emergence of Countercyclical U.S. Fertility. In: American Economic Review 69: 318-328.

Chesnais, Jean-Claude 1996: Fertility, family, and Social Policy in Contemporary Western Europe. In: Population and Development Review 22: 729-739.

Cigno, Alessandro 1991: Economics of the Family. Oxford: Clarendon Press.

Dahrendorf, Ralf 1977, orig. 1958: Homo Sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Deutscher Bundestag 2006: Siebter Familienbericht. Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik. Berlin: Drucksache 16/1360.

Diabaté, Sabine; Lück, Detlev 2014: Familienleitbilder – Identifikation und Wirkungsweise auf generatives Verhalten. In: Zeitschrift für Familienforschung 26,1: 49-69.

Diabaté, Sabine et al. 2015: Familie XXL: Leitbild Kinderreichtum? In: Schneider, Norbert F.; Diabaté, Sabine; Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland. Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung Band 48. Opladen: Barbara Budrich: 171-190.

Dorbritz, Jürgen 2012: Dimensionen der Kinderlosigkeit in Deutschland. In: Bevölkerungsforschung Aktuell 33,3: 2-6.

Dorbritz, Jürgen; Diabaté, Sabine 2015: Leitbild und Kinderlosigkeit: Kulturelle Vorstellungen zum Leben ohne Kinder. In: Schneider, Norbert F.; Diabaté, Sabine; Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland. Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung Band 48. Opladen: Barbara Budrich: 113-132.

Dorbritz, Jürgen; Ruckdeschel, Kerstin 2015: Heirat, Haus, Kinder? Leitbilder der Familiengründung und Familienerweiterung. In: Schneider, Norbert F.; Diabaté, Sabine; Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland. Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung Band 48. Opladen: Barbara Budrich: 133-154.

Eckhard, Jan 2010: Partnerschaftswandel und Geburtenrückgang. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Eckhard, Jan 2014: Theoretische Erklärungen der zunehmenden Kinderlosigkeit – Divergierende Ansätze und das Integrationspotenzial der Frame-Selektions-Theorie. In: Comparative Population Studies 39,1: 23-48.

Ehrhardt, Jens; Kohli, Martin 2011: Individualisation and Fertility. In: Historical Social Research 36: 35-64.

Elder, Glen H. 2000: Das Lebensverlaufs-Paradigma: Sozialer Wandel und individuelle Entwicklung. In: Grundmann, Matthias; Lüscher, Kurt (Hrsg.): Sozialökologische Sozialisationsforschung: 167-199.

Elder, Glen H. Jr.; Johnson, Monica Kirkpatrick; Crosnoe, Robert 2003: The Emergence and Development of Life Course Theory. In: Mortimer, Jeylan T.; Shanahan, Michael J. (Hrsg.): Handbook of the Life Course. New York: Kluwer Academic Publishers, 3-19.

Esping-Andersen, Gøsta 2009: The incomplete revolution. Cambridge: Polity Press.

Esser, Hartmut 1990: „Habits", „Frames" und „Rational Choice". Die Reichweite von Theorien der rationalen Wahl (am Beispiel der Erklärung des Befragtenverhaltens). In: Zeitschrift für Soziologie 19,4: 231-247.

Esser, Hartmut 1996: Die Definition der Situation. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 48,1: 1-34.

Esser, Hartmut 2002: In guten wie in schlechten Tagen. Das Framing der Ehe und das Risiko zur Scheidung – eine Anwendung und ein Test des Modells der Frame-Selektion. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 54,1: 27-63.

Feldhaus, Michael; Boehnke, Mandy 2008: Ungeplante Schwangerschaften. Wider das Ideal der Naturbeherrschung? In: Rehberg, Karl-Siegbert; Giesecke, Dana; Dumke, Thomas (Hrsg.): Die Natur der Gesellschaft. Frankfurt am Main: Campus: 1680-1693.

Fishbein, Martin 1972: Toward an Understanding of Family Planning Behaviors. In: Journal of Applied Social Psychology 2, 214-227.

Giesel, Katharina D. 2007: Leitbilder in den Sozialwissenschaften. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Gillmore, Mary Rogers et al. 2002: Teen sexual behavior: Applicability of the theory of reasoned action. In: Journal of Marriage and the Family 64,4: 885-897.

Gnoth, Christian 2013: Natürliche Fertilität eines Paares und epidemiologische Aspekte der Subfertilität. In: Bundesgesundheitsblatt 56,12: 1633-1641.

Goldstein, Joshua R. 2011: A secular trend toward earlier male sexual maturity: evidence from shifting ages of male young adult mortality. In: PLoS One 6,8: e14826.

Goffman, Erving 2003, orig. 1959: Wir spielen alle Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München: Piper.

Hakim, Catherine 2000: Work-Lifestyle Choices in the 21st Century: Preference Theory, Oxford: University Press.

Hakim, Catherine 2003: A New Approach to Explaining Fertility Patterns: Preference Theory. In: Population and Development Review 29, 349-374.

Hank, Karsten; Kreyenfeld, Michaela; Spieß, Katharina C. 2004: Kinderbetreuung und Fertilität in Deutschland. Zeitschrift für Soziologie 33: 228-244.

Hass, Paula H. 1974: Wanted and Unwanted Pregnancies: A Fertility Decision-Making Modell. In: Journal of Social Issues 30: 125-165.

Hilkenmeier, Frederic; van Treeck, Joost 2007: Determinanten des Verhaltens: Verhaltensprädiktion durch eine Weiterentwicklung der Theory of Planned Behavior. Hamburger Forschungsberichte zur Sozialpsychologie 74. Hamburg: Universität Hamburg.

Hoffman, Lois W; Hoffman, Martin L. 1973: The Value of Children to Parents. In: Fawcett, James. T. (Hrsg.): Psychological Perspectives on Population. New York: Basic Books: 19-76.

Hoffman, Lois W.; Manis, Jean D. 1979: The Value of Children in the United States: A New Approach to the Study of Fertility. In: Journal of Marriage and the Family 41, 3: 583-396.

Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim 1988: Ehe und Familie in der modernen Gesellschaft. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 13, 1988: 3-13.

Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim 1991: Lebensformen und Lebensstile unter den Bedingungen der (Post)-Moderne. In: Familiendynamik 16: 299-321.

Huinink, Johannes 2000: Bildung und Familienentwicklung im Lebensverlauf. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 3,2: 209-227.

Inglehart, Ronald 1971: The Silent Revolution in Europe: Intergenerational Change in Post-Industrial Societies. In: American Political Science Review 65,4: 991-1017.

Inglehart, Ronald 1977: The Silent Revolution. Princeton: Princeton University Press.

Inglehart, Ronald 1990: Culture Shift in Advanced Industrial Society. Princeton: University Press.

Inglehart, Ronald 1998: Modernisierung und Postmodernisierung. Kultureller, wirtschaftlicher und politischer Wandel in 43 Gesellschaften. Frankfurt am Main: Campus.

Inglehart, Ronald; Abramson, Paul R. 1994: Economic Security and Value Change. In: American Political Science Review 88,2: 336-354.

Johnson-Hanks, Jennifer A. et al. 2011: Understanding Family Change and Variation. Toward a Theory of Conjunctural Action. Heidelberg, New York: Springer.

Karlsson, Martin; Okoampah, Sarah 2012: Zum Zusammenhang von Armut und Gesundheit. In: Der Bürger im Staat 62,4: 231-240.

Kaufmann, Franz-Xaver 1990: Zukunft der Familie. Stabilität, Stabilitätsrisiken und Wandel der familialen Lebensformen sowie ihre gesellschaftlichen und politischen Bedingungen. Schriftenreihe des Bundeskanzleramtes Band 10. München: Beck.

Kaufmann, Franz-Xaver 2005: Schrumpfende Gesellschaft. Vom Bevölkerungsrückgang und seinen Folgen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Keddi, Barbara; Zerle, Claudia; Lange, Andreas 2010: Der Alltag von Mehrkinderfamilien – Ressourcen und Bedarfe. Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.). http://www.dji.de/bibs/Bericht_Mehrkinderfamilien_21-01-2010.pdf, 06.03.2015.

Klages, Helmut 1988: Wertedynamik. Über die Wandelbarkeit des Selbstverständlichen. Osnabrück: A. Fromm.

Klages, Helmut 1993: Traditionsbruch als Herausforderung. Perspektiven der Wertewandelsgesellschaft. Frankfurt am Main: Campus.

Leibenstein, Harvey 1957: Economic Backwardness and Economic Growth. Studies in the Theory of Economic Development. New York, London: Wiley: 147-175.

Leibenstein, Harvey 1975: The Economic Theory of Fertility Decline. In: The Quarterly Journal of Economics 89,1: 1-31.

Lesthaeghe, Ron 1983: A Century of Demographic and Cultural Change in Western Europe: An Exploration of Underlying Dimensions. In: Population and Development Review 9: 411-435.

Lesthaeghe, Ron 1992: Der zweite demographische Übergang den westlichen Ländern. Eine Deutung. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 18,3: 313-354.

Lesthaeghe, Ron 1995: The Second Demographic Transition in Western Countries: An Interpretation. In: Mason, Karen O.; Jensen, An-Magritt (Hrsg.): Gender and Family Change in Industrialized Countries. Oxford: Clarendon Press: 17-62.

Lesthaeghe, Ron 2010: The Unfolding Story of the Second Demographic Transition, Population and Development Review 36,2: 211-251.

Lesthaeghe, Ron; Surkyn, Johan 1988: Cultural Dynamics and Economic Theories of Fertility Change. In: Population and Development Review 14: 1-45.

Loken, Barbara; Fishbein, Martin 1980: An Analyses of the Effects of Occupational Variables on Childbearing Intentions. In: Journal of Applied Social Psychology 10: 202-223.

Luci-Greulich, Angela; Olivier Thévenon 2013. The Impact of Family Policies on Fertility Trends in Developed Countries. European Journal of Population 29: 387-416.

Maslow, Abraham H. 1977, orig. 1954: Motivation und Persönlichkeit. Olten: Walter-Verlag.

McDonald, Peter 2000: Gender Equity in Theories of Fertility Transition. In: Population and Development Review 26: 427-439.

McDonald, Peter 2002: Sustaining Fertility through Public Policy: The Range of Options. In: Population 57,3: 417-446.

Miller, Warren B. 1986: Proception: An Important Fertility Behavior. In: Demography 23: 579-594.

Miller, Warren B. 1992: Personality Traits and Developmental Experiences as Antecedents of Childbearing Motivation. In: Demography 29: 265-285.

Miller, Warren B. 1994: Childbearing Motivations, Desires, and Intentions: A Theoretical Framework. In: Genetic, Social & General Psychology Monographs 120: 223-258.

Miller, Warren B.; Severy, Lawrence J.; Pasta, David J. 2004: A Framework for Modelling Fertility Motivation in Couples. In: Population Studies 58,2 193-205.

Mincer, Jacob 1963: Market Prices, Opportunity Costs, and Income Effects. In: Christ, Carl F. et al.: Measurement in Economics. Stanford: University Press: 67-82.

Mincer, Jacob; Polachek, Solomon 1974: Family Investments in Human Capital: Earnings of Woman. In: Journal of Political Economy 82: 76-108.

Mueller, Ulrich; Nauck, Bernhard; Diekmann, Andreas 2000: Handbuch der Demographie Band I. Modelle, Theorien und Methoden. Berlin: Springer.

Murphy, Michael 1993: The Contraceptive Pill and Women's Employment as Factors in Fertility Change in Britain 1963-1980: A Challenge to the Conventional View. In: Population Studies 47: 221-243.

Nauck, Bernhard 1992: Fruchtbarkeitsunterschiede in der Bundesrepublik und in der Türkei. Ein interkultureller und interkontextueller Vergleich. In: Voland, Eckardt: Fortpflanzung: Natur und Kultur im Wechselspiel. Frankfurt am Main: Suhrkamp: 239-269.

Nauck, Bernhard 2001: Der Wert von Kindern für ihre Eltern. „Value of Children" als spezielle Handlungs-theorie des generativen Verhaltens und von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 53,3: 407-435.

Naderi, Robert 2013: Unter welchen Bedingungen bekommen Eltern weitere Kinder? Ein Vergleich zwischen Deutschen und Türken unter besonderer Berücksichtigung ökonomischer Abwägungen. In: Zeitschrift für Familienforschung 25,1: 75-95.

Nieschlag, Eberhard 2009: Aufgaben und Ziele der Andrologie. In: Nieschlag, Eberhard; Behre, Hermann M.; Nieschlag, Susan (Hrsg.): Andrologie. Grundlagen und Klinik der reproduktiven Gesundheit des Mannes. Heidelberg: Springer: 3-12.

Parsons, Talcott 1976, orig. 1961: Grundzüge des Sozialsystems. In: Jensen, Stefan (Hrsg.): Zur Theorie sozialer Systeme. Opladen: Westdeutscher Verlag: 161-274.

Parsons, Talcott; Shils, Edward A. 1951 (Hrsg.): Toward a General Theory of Action. Cambridge: Harvard University Press.

Pfau-Effinger, Birgit 1996: Analyse internationaler Differenzen in der Erwerbsbeteiligung von Frauen. Theoretischer Rahmen und empirische Ergebnisse. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 48,3: 462-492.

Pfau-Effinger, Birgit 2000: Kultur und Frauenerwerbstätigkeit in Europa. Theorie und Empirie des internationalen Vergleichs. Opladen: Leske und Budrich.

Pfau-Effinger, Birgit 2014. Geschlechterarrangements in Europa: Kulturelle Leitbilder, Politik und Arbeitsmarkt. In: Lück, Detlev; Cornelißen, Waltraud (Hrsg.): Geschlechterunterschiede und Geschlechterunterscheidungen in Europa. Stuttgart: Lucius & Lucius: 175-197.

Philipov, Dimiter; Bernardi, Laura 2011: Konzepte und Operationalisierung von reproduktiven Entscheidungen am Beispiel Österreichs, Deutschlands und der Schweiz. In: Comparative Population Studies 36,2-3: 531-572.

Pink, Sebastian; Leopold, Thomas; Engelhardt, Henriette 2012: Fertilität und soziale Interaktion am Arbeitsplatz. In: ifb-Materialien 5-2012. Bamberg.

Rindfuss, Ronald. R. 1991: The young adult years: Diversity, structural change, and fertility. In Demography, 28,4: 493-512.

Ruckdeschel, Kerstin 2015: Verantwortete Elternschaft: „Für die Kinder nur das Beste". In: Schneider, Norbert F., Diabaté, Sabine; Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland, Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung Band 48. Opladen: Barbara Budrich: 191-206.

Scanzoni, John H.; McMurry, Martha 1972: Continuities in the explanation of fertility control. In: Journal of Marriage and the Family 34,2: 315-322.

Scanzoni, John H. 1975: Sex Roles, Life-Styles, and Childbearing: Changing Patterns in Marriage and Family. New York: Free Press.

Scanzoni, John H. 1976: Gender, roles and the process of fertility control. Journal of Marriage and the Family 38, 4: 677-691.

Scanzoni, John H; Szinovacz, Maximiliane 1980: Family Decision-Making: A Developmental Sex Role Model. Newbury Park CA: Sage.

Schiefer, Katrin; Naderi, Robert 2015: Mütter in Ost- und Westdeutschland: Wie wichtig sind regionalspezifische Leitbilder für Elternschaft? In: Schneider, Norbert F.; Diabaté, Sabine; Ruckdeschel, Kerstin (Hrsg.): Familienleitbilder in Deutschland, Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung Band 48. Opladen: Barbara Budrich: 155-170.

Schimank, Uwe 2007: Handeln und Strukturen. Einführung in die akteurtheoretische Soziologie. Weinheim/München: Juventa.

Schleutker, Elina 2014: Determinants of Childbearing: A Review of the Literature. In: Zeitschrift für Soziologie 43,3: 192-211.

Schmidt, Renate; Rürup, Bert 2003: Nachhaltige Familienpolitik im Interesse einer aktiven Bevölkerungspolitik. Berlin: BMFSFJ.

Schumpeter, Joseph A. 1987, orig. 1942: Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie. Tübingen: Francke.

Spiegel-Online 2015: Papst Franziskus zur Familienplanung: „Wer keine Kinder bekommt, ist egoistisch“. http://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/papst-franziskus-wer-keine-kinder-bekommt-ist-egoistisch-a-1018008.html, 12.02.2015.

Statistisches Bundesamt 2010: Mikrozensus 2008. Neue Daten zur Kinderlosigkeit in Deutschland, überarbeitete Version. Wiesbaden: Destatis.

Statistisches Bundesamt 2013: Geburtentrends und Familiensituation in Deutschland. Wiesbaden: Destatis.

Tavousi, Mahmoud et al. 2009: Are perceived Behavioral Control and Self-Efficacy Distinct Constructs? In: European Journal of Scientific Research, 30,1: 146-152.

Van de Kaa, Dirk J. 1987: Europe’s Second Demographic Transition. In: Population Bulletin 42. Washington DC: Population Reference Bureau.

Van de Kaa, Dirk J. 1996: Anchored Narratives: The Story and Findings of Half a Century of Research into the Determinants of Fertility. In: Population Studies 50: 389-432.

Van de Kaa, Dirk J. 2001: Postmodern Fertility Preferences: From Changing Value Orientation to New Behavior. In: Population and Development Review 27: 290-331.

Weber, Max 1980, orig. 1921: Soziologische Grundbegriffe. In: ders.: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. Tübingen: J.C.B. Mohr: 1-30.

Westoff, Charles F.; Ryder, Norman B. 1977: The Contraceptive Revolution. Princeton: University Press.

Wolf, Julius 1912: Der Geburtenrückgang. Die Rationalisierung des Sexuallebens in unserer Zeit. Jena: Gustav Fischer.